

# Robert Riemann

(1877 – 1962)

## Dummheit und Einsicht

in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

### Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann*, [www.hugo-riemann.de](http://www.hugo-riemann.de). Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Dreizehntes Kapitel.  
Schwarzarbeiter.

Hübler sagte mir eines Tages im Sommer 1933, als ich bei ihm war: „Es kommt heute noch der Verleger Fritz Hendel, dem ich Sie empfohlen habe. Wir sprachen über die Möglichkeit, eine Ausgabe des Nibelungenliedes mit spätromantischen Illustrationen neu zu drucken. Sie müssen sich in mein Gespräch mit Hendel einschalten, damit er merkt, dass Sie etwas können. Er soll Sie beschäftigen. Er hat mehrere sehr schwache Mitarbeiter gehabt und braucht jetzt einen guten, der auch zugkräftige Prospekte verfassen kann.“

„Aber Prospekte habe ich bisher noch nie verfasst“, sagte ich. „Sie können es“, entschied Hübler kategorisch. „Ich sage das deshalb, weil Sie für die schlechte **Politik**, die wir in den letzten zehn Jahren getrieben haben, immer sehr gute Propaganda gemacht haben. Ihre Aufgabe ist hier insofern leichter, als Hendel **gute** Bücher herausbringt, seit er sich von mir beraten läßt. Es hat jetzt Sinn für gute Illustrationen. Vorher sah er einer Reproduktion nicht an, ob es sich um einen Holzschnitt, einen Kupferstich oder eine Photographie handelte“. „Das kann mir auch passieren“, sagte ich. „Ihre Aufgabe ist eine ganz andere“, fuhr Hübler fort. „Es kommt doch auch auf die Texte an. Ich habe die Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken. Da gehört zu jedem Band ein riesiger Lesartenapparat. Die Herausgeber sagen, warum sie die eine Lesart verworfen und die andere in den Text gesetzt haben.“ - „Da weiß ich genau Bescheid“, erwiderte ich. „Bei Bong und bei Ullstein habe ich nacheinander fast alle Dramen und Romane Goethes herausgegeben.“ - „So etwas fehlt Hendel eben. Er gibt auch viel zu kurze Einleitungen oder Nachworte und fast nie Anmerkungen zu den schwierigen Stellen, weil er bis jetzt immer junge Leute, die wenig konnten, beschäftigt hat. Deshalb erreicht er die Insel nicht.“ - „Das glaube ich gern“, sagte ich, „Kippenberg kann selbst allerhand und zahlt hohe Honorare an die Herausgeber, die meistens Universitätsprofessoren sind.“ - „So viel wird Hendel nicht zahlen wollen, aber Ihnen muß doch daran liegen, überhaupt wieder ins Verlagsgeschäft zu kommen“, antwortete Hübler. Es klingelte, und herein kam ein Mann von geradezu unwahrscheinlichem Umfange. Er hätte nicht nur wie Nottrott eine Kaffeetasse auf seinen Bauch stellen können, sondern dazu auch noch die Kanne. Das war **Fritz Hendel**, der so aussah wie die Verleger auf den Illustrationen zu Balzacs „Verlorenen Illusionen“. Hübler machte uns miteinander bekannt, und Hendel ließ sich schnaufend in einem Sessel nieder, der sein Gewicht gerade noch aushielt. Er sagte, dass er die illustrierte Ausgabe des Nibelungenliedes für etwas altmodisch hielt, dass so etwas aber jetzt zeitgemäß sei, weil alle Welt jetzt althochdeutsche Texte haben wollte und er auch so etwas machen müßte. Ich mischte mich ein, sprach darüber, dass der vorliegende Text nicht der besten Handschrift entspräche, worauf Hendel einfach sagte: „Dann drucken wir zu den Bildern den anderen Text.“ - „Das geht nicht so ohne weiteres“, erwiderte ich, „auf die Art bekommen wir, da viele Seiten in Randillustrationen eingerahmt sind, Bilder, die nicht zum Texte passen.“ Hendel fragte nun geradezu, ob ich im Verlag mitarbeiten wollte. „Sehr gern“, sagte ich, „aber ich bin nicht Mitglied der **Reichsschrifttumskammer** und hüte mich, es zu werden.“ - „Warum?“ bemerkte Hendel erstaunt. „Sie sehen doch nicht so aus wie ein Jude oder ein Kommunist.“ - „Mein junger Freund Stammer ist beides nicht, hat sich in die Reichsschrifttumskammer aufnehmen lassen und ist nach der ersten Veröffentlichung sofort mit einem Verbot, überhaupt noch irgend etwas zu schreiben, belegt worden. Daher habe ich die zweimalige Aufforderung der Reichsschrifttumskammer zum Eintritt mit der Erklärung beantwortet, ich stände im sechsundfünfzigsten Lebensjahr und fühlte mich zu alt, um noch etwas Zeitgemäßes zu schreiben.“ - „Und nun wollen Sie es doch tun“, sagte Hendel. „Na ja“, erwiderte ich, „ich will für Sie Texte durchsehen, auch Einleitungen und

Anmerkungen liefern, aber meinen **Namen** dürfen Sie nicht nennen, sonst kommt man nicht nur mir auf den Kopf, sondern auch Ihnen, denn Sie dürfen nichts drucken lassen, was einer schreibt, der nicht zur Reichsschrifttumskammer gehört.“ - „Einen, der seinen Namen drunter schreibt, kann ich finden, wenn ich dafür zahle,“ sagt Hendel, „und Sie kann ich als Korrekturenleser eintragen, aber die Sache bleibt riskant und wird verteuert. Was stellen Sie denn für Honoraransprüche?“ „Ich habe eine Pension“, erwiderte ich, „aber sie reicht nicht. Etwa zweihundert Mark muß ich monatlich verdienen, wenn ich gute Zigarren rauchen und Rotwein trinken will. Also werde ich, um Ihnen das Risiko zu erleichtern, für das **halbe Honorar**, das ich eigentlich bekommen müßte, arbeiten. Ein Vertrag ist natürlich nicht möglich. Wir machen alles mündlich ab. Was für Arbeit ich leiste, werden Sie ja bald heraushaben. Wenn sie Ihnen nicht gefällt, lösen Sie das Verhältnis einfach wieder.“ - „Das ist so verwickelt, dass ich mir die Sache genau überlegen muß.“ schloß Hendel. „Kommen Sie doch nächsten Mittwoch vormittag in mein Büro, in der Königsstraße. Da wird ein anderes Verlagsprojekt besprochen, und dann gebe ich Ihnen Bescheid. Sie haben vorläufig das große Plus, dass Sie Herr Dr. Hübler empfiehlt, der meinen Verlag genau kennt.“

Als ich am Mittwoch in die Königsstraße, die heute Henriette-Goldschmidt-Straße heißt, ging, dachte ich: „Na, jetzt muß ich wieder einmal mein **Staatsexamen** machen. Diese ewige Wiederholung scheint mir vom Schicksal auferlegt zu sein. Eigentlich ist das aber noch nie schief gegangen. Also los, in selbstbewusster Haltung!“ Bei Hendel saß ein sehr jugendlicher Germanist mit der Lachmannschen Ausgabe von Wolframs „Parzival“. Hendel fragte mich, ob mir die Dichtung bekannt sei. „Die haben wir bei Sievers sehr gründlich traktiert,“ erwiderte ich. „Lesen Sie einmal nach und helfen Sie mir, wenn mir ein Vers fehlt,“ wandte ich mich an den Germanisten, „ich will Ihnen die ersten Seiten aus dem Gedächtnis hersagen.“ Ich fing an: „Ist zwivel herzen nangebar“, und deklamierte rüstig weiter, wobei mir der Jüngling nur zweimal aushelfen musste. Hendel hörte sehr erstaunt zu, wurde aber noch vor dem hundertsten Verse **ungeduldig** und fragte mich, ob ich alle Dichtungen auswendig könnte. „Keineswegs“, sagte ich, „nur diejenigen, die entweder auf der Universität ausführlich behandelt werden oder auf der Schule eine Rolle spielen. Mit Goethes „Faust“ oder Schillers „Wallenstein“ könnten wir aber dieselbe Probe machen“. - „Das glaube ich Ihnen jetzt ohne weiteres“, wehrte Hendel ab, „für mich als Verleger kommen aber andere Gesichtspunkte in Frage. Können die Bücherfreunde den Text ohne weiteres verstehen?“ „Nein“, antwortete ich. „Der Parzival ist von allen althochdeutschen und mittelhochdeutschen Dichtungen die schwerstverständliche.“ - „Und wie steht das mit Erklärungen unter dem Text?“ - „Da haben wir nur die von Bartsch, die ich auch besitze. Die Bücherfreunde werden aber zum Teil wissen oder sehr bald merken, dass die Anmerkungen miserabel sind.“ - „Gibt es eine gute Übersetzung?“ - „Nur eine sehr freie und vieles kürzende Nachdichtung von Wilhelm Hertz.“ - „Kann man das Gedicht nicht einfach in Prosa übersetzen?“ fragte Hendel weiter. „Für eine solche Barbarei werden die Bibliophilen schwerlich Geld aufwenden“, sagte ich. „Sind Sie derselben Meinung?“ fragte Hendel den jungen Germanisten. Dieser wurde verlegen und erklärte, er hätte die Bücher, von denen ich redete, nicht alle gelesen und wäre mit der Sache überhaupt noch nicht so vertraut wie ich. Er wollte sich aber informieren. Dagegen hatte Hendel nichts, tat ihn aber hinaus, und ich habe ihn niemals wieder im Verlag gesehen. Wenn Hendel uns beide, wie ich vermute, damals zusammengebracht hat, um zu sehen, wer mehr könne, dann war ich erster Sieger. Gegenüber einem so jungen Kämpfer war das kein Kunststück.

Hendel war aber noch immer misstrauisch. Er ging nicht sofort zum Engagement über, sondern bestellte mich in seine Villa in **Naunhof** zur dritten Besprechung, an der sein

Prokurist **Parthey** und der junge Wolfgang Hendel, ein Primaner der Grimmaer Oberschule, teilnahmen. Hendel wollte seinen Sohn so früh wie möglich im Verlagsbetrieb ausbilden und ließ ihn daher jede Konferenz mitabsitzen. Er ahnte nicht, dass die ganze Ausbildung nutzlos werden sollte, weil der junge Mann schon 1944 im Zweiten Weltkriege als Fahnenjunker fiel. 1933 war er mir gegenüber so schüchtern, wie das Primaner im Verkehr mit alten Lehrern damals noch zu sein pflegten, aber das verlor sich sehr bald. Wir kamen auf den kameradschaftlichen Ton, den ich von vornherein auf der Schule eingehalten hatte und der mir daher zur zweiten Natur geworden war. Wolfgang Hendel ging sogar mir gegenüber freier mit der Sprache heraus als gegenüber seinem Vater. Dieser kam gelegentlich auf sein Landhaus in Meersburg am Bodensee zu sprechen, erwähnte seinen Weinberg neben diesem Hause und den Weißburgunder, den er dort erntete und kelterte. Er ließ von seiner Frau eine Flasche heraufholen. Ich kostete, fand die Sorte ausgezeichnet, wollte aber nur ein Glas trinken, weil das vormittags, wenn man noch nichts Ordentliches im Magen habe, nicht bekömmlich sei. Frau Hendel brachte mir darauf zwei Butterbrote mit aufgelegten Sardellen, woraus ich richtig schloß, dass sie überhaupt keinen geselligen Umgang pflegten; denn sonst wäre sie nicht darauf angewiesen gewesen, eine Dose aufzumachen. Von da an bekam ich jedesmal, wenn ich nach Naunhof fuhr, Punkt zehn Uhr eine Flasche Weißburgunder und zwei Sardellen- oder Heringsbrote. Vater und Sohn Hendel tranken nie mit; denn sie mochten keinen Wein, sondern nur Bier, mit dem sie sich aber abends gehörig aufzuschwemmen pflegten. Frau Hendel reinigte auch die ganze Villa selbst, suchte wohl beständig Aufwartungen, bekam sie aber immer nur auf kurze Zeit, weil sie in zu herrischem Tone mit ihnen verkehrte. Die ganze Lebensführung entsprach in keiner Weise den großen Einnahmen Hendels, abgesehen vom Autofahren. Er hatte ein erstklassiges Auto und fuhr mindestens achtzig Kilometer in der Stunde, oft sehr viel mehr. Dabei wurden auch bei großer Hitze alle Fenster geschlossen, weil er große Angst vor Erkältungen hatte. Wenn Halt gemacht wurde, ging es sofort ins Hinterzimmer einer Kneipe, in der ebenfalls die Fenster verrammelt wurden, und dann wurde viel Bier getrunken. Er lud mit mir auch meine Frau zu solchen Fahrten ein, aber diese sagte gleich nach der ersten Fahrt energisch: „Nie wieder! Ich habe keine Lust, in einem luftdicht verschlossenen Kasten zum Biertrinken in eine verräucherte Stube transportiert zu werden. Von der Landschaft hat man gar nichts, wenn man mit Hendel hindurchrast.“ Dieser trieb die Sache als Sport oder als **Flucht** vor der **Unruhe**, die er nie loswurde. Da er auch in Meersburg große Vorräte an Büchern eingelagert hatte, fuhr er einmal mit Parthey hin, blieb aber nur ein paar Tage und legte auf der Rückfahrt die ganze Strecke bis Naunhof in 24 Stunden zurück mit nur einer Pause von anderthalb Stunden, in denen Parthey und er aßen und tranken. Er hatte keinen Chauffeur, sondern fuhr immer selbst. Es wäre auch schwerlich einer für diese Raserei zu haben gewesen. Selbst der willige Fahrer des Herrn Puntila in Brechts Komödie hätte da nicht mitgemacht. Hendel fühlte sich nur am Steuer seines Autos wirklich unabhängig und war vor Wut außer sich, wenn ihm irgendein Verkehrspolizist Schwierigkeiten machte und ihm auseinandersetzte, dass die Landstraße nicht nur für ihn da war. Daher pflegte ich zu sagen, er sei ein **Autokrat**, was im doppelten Sinne des Wortes richtig war. Er war ein Individualist, und seine Lebensweisheit lief auf den Satz hinaus, den ich oft von ihm gehört habe: „Ich habe nie etwas für einen andern Menschen getan, habe aber auch nie erwartet, dass ein anderer etwas für mich tun sollte.“ Es war typische **Unternehmermoral**, aber Hendel verbarg sie nicht, wie das viele andere tun, sondern hatte etwas von einem Piratenkapitän an sich. Er hatte sich als Sohn eines Lehrers, der neun Kinder hatte, aus sehr kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet. Er war Lehrling in einer Wurstfabrik gewesen, hatte früh etwas Geld geheiratet

und einen Feinkostladen eingerichtet, der so gut rentierte, dass Hendel ein halbes oder ganzes Dutzend Filialen in Leipzig begründen konnte. „Die ganze Existenz eines solchen Geschäftes“, erzählte er mir, „beruht darauf, dass man im Schlachthof halbe Schweine kauft und sie ausschlacht. Als der Weltkrieg ausbrach, gab es das nicht mehr. Ich begriff sofort, dass ich jetzt mit Delikatessen keine Geschäfte mehr machen konnte, sondern nur mein verdientes Geld zusetzen würde. Daher schloß ich an einem Tage meine sämtlichen Läden und sah mich nach Waren um, die im Kriege nicht rationiert werden konnten. Dabei verfiel ich auf alte Bücher, die bei jedem Todesfalle sofort von den Angehörigen verkauft zu werden pflegen. Also sind sie gerade im Kriege massenweise zu haben. Ich kaufte ein ziemlich großes Antiquariat in der Thalstraße. Der Mann hat später behauptet, ich hätte ihn übers Ohr gehauen, und hat mich sogar verklagt. Aber er ist damit abgeflogen; denn die Bestände waren größtenteils wertlos. Es waren allein zweitausend alte Schulbücher dabei, die kauft doch kein Mensch. Daß ich den Laden in Schwung brachte, lag überhaupt nur an mir. Die **Buchhändler** sind die faulste Gesellschaft, die es gibt. Sie können ihre Kunden gar nicht behandeln. Sie stellen sich hinter die Theke und scheinen überhaupt nur zwei Sätze zu kennen, nämlich: ‚Das Buch habe ich da.‘ und ‚Das Buch habe ich nicht da‘. Es ist schon viel, wenn einer Ihnen sagt, er wolle es bestellen oder, bei antiquarischen Büchern, er wolle es suchen lassen. Der Verkäufer sagt in jedem anderen Laden, er habe etwas ganz Ähnliches da, und läßt Sie überhaupt nicht aus dem Laden heraus, bis Sie etwas gekauft haben. Aber im Buchladen wird keine Reklame gemacht, wird nichts über den grünen Klee gelobt, sondern es geht zu wie am Postschalter. Ich habe als Antiquar meine Kunden studiert, ihren Geschmack genau kennengelernt und schon beim Einkaufen gewusst, an wen ich verkaufen konnte. Meine Preise waren auch nicht unabänderlich.“ – „Aha,“ sagte ich, „die Stammkunden bekamen die Bücher billiger.“ - „Ja, manchmal“, sagte Hendel, „aber das ist nicht wesentlich. Nein, man muß den Leuten ansehen, dass sie sich begierig auf ein Buch stürzen, und dann setzt man natürlich den Preis herauf. Nun sagt der Kunde vielleicht: ‚Sie verlangen vier Mark, aber hinten steht doch im Buche 1,50.‘ Dann sage ich: ‚Ja, das Buch wollte ich selbst mit nach Hause nehmen, weil ich es besonders schätze. Da habe ich für mich den **Einkaufspreis** notiert. Wenn ich es Ihnen trotzdem gebe, muß ich Ihnen natürlich den Ladenpreis berechnen. Da kommen zum Einkaufspreis Lagerkosten hinzu, außerdem das, was ich bei andern Büchern, die liegen bleiben, zusetze, und schließlich noch ein bescheidener Gewinn für mich. Wenn Ihnen vier Mark zu viel sind, nehme ich es eben für mich mit nach Hause.‘ Da der Mann nach dem Buche förmlich zappelt, beeilt er sich natürlich, es für vier Mark zu kaufen. In dieser Weise muß man jeden Kunden kennen, aber dazu sind die Antiquare fast alle zu faul. Den Dr. Zeigner, der gesessen hat, habe ich längst vor allen andern als unsolide erkannt. Er ist ein leidenschaftlicher Bücherfreund. Wenn er zu mir in den Laden kam, fuhr er wie wild von einem Büchergestell zum andern. Hier gefiel ihm dies, dort das. Er baute einen ganzen Turm von Büchern auf dem Ladentisch auf. Dann sortierte er eins nach dem andern wieder aus, sah aber immer bedauernd hinterher, und schließlich - zog er mit zwei oder drei dünnen Büchern ab. Da habe ich mir gleich gedacht, dass er über seine Verhältnisse lebte, und das hat ihn auch unter den Schlitten gebracht. Ein Antiquar muß nicht nur ein Bücherkenner, sondern vor allem ein Menschenkenner sein, und das ist von hundert nur einer.“

Natürlich fragte ich ihn nunmehr, ob er noch immer in der Hauptsache Antiquar sei. „Nein“, erwiderte Hendel, „darüber bin längst hinaus. Das Antiquariat lasse ich nur zum Ankauf von Restbeständen noch nebenher laufen. Bei den großen Verlegern gibt es immer Reste berühmter Bücher, die aus der Mode gekommen sind. Bisweilen sind es ein paar

hundert Bände, bisweilen nur ein Dutzend. Aber das häuft sich in so einem Riesenverlag an und stopft ganze Kammern voll. Um diese für neue Bücher frei zu machen, gibt der Verleger die Reste ins Antiquariat.“ „Das hat meiner auch gerade getan, aber aus **politischen** Gründen“, flocht ich ein. „Ja, jetzt muß man sehr vorsichtig sein,“ sagte Hendel, „sonst hängen einem die Kerle gerade das Zeug auf, das beschlagnahmt wird, wenn man es nicht rasch verkauft. Aber es geht bei uns sehr schnell, weil wir Prospekte drucken lassen, in denen wir Bücher anpreisen. Da kommen dann Überschriften hinein wie etwa: ‚Noch elf Exemplare eines weltberühmten Werkes‘ und dergleichen. Dann bekommen die Leute eine Heidenangst, dass ihnen das Buch weggeschnappt werden könnte. Diese Panik zu erregen, ist das Hauptkunststück. Dann bekommen wir flehentliche Briefe, in denen irgendein Pfarrer auf dem Lande schreibt, er müsse eines von den elf Exemplaren bekommen; denn er hätte drei Leute veranlaßt, ebenfalls Bücher bei uns zu kaufen. Das ist natürlich für unsere **Subskribentenliste** wieder sehr wesentlich. Sie wächst gerade durch diesen Briefverkehr ungheuer rasch an. Na, Herr Parthey, wieviele Subskribenten haben wir denn jetzt auf der Liste?“ – „Das ist Geschäftsgeheimnis“, sagte Parthey. „Herr Hendel kann das ausplaudern, aber ich nicht.“ - „Er warnt mich“, fuhr Hendel lachend fort, „und das ist ganz in der Ordnung. Nehmen wir einmal an, es wären fünfzigtausend. Natürlich können wir da nicht alle zwei Monate einen Sammelprospekt an fünfzigtausend Menschen schicken. Wenn einer gerade für dreißig Mark bestellt hat, kann er sowieso nichts mehr kaufen.“ Hier fiel Parthey ein: „Sehr viele zahlen doch in Raten von zwei bis fünf Mark monatlich ab.“ - „Leider“, sagte Hendel, „wir müssen also an diese Leute zwar regelmäßig, aber nicht zu oft herantreten. Zehntausend ist die richtige Zahl für einen Prospekt. Mit der Gruppenbildung, die einfach nach Nummern 1-10 000, 10 001-20 000 im Turnus erfolgt, kreuzt sich aber eine andere, weil es keinen Zweck hat, ein zehnbändiges Werk für Apotheker den Pfarrern und Studienräten anzubieten.“ - „Darf ich einmal etwas fragen?“ sagte ich. „Sie machen da einen Unterschied zwischen den Käufern der Restbestände und den Subskribenten. Was ist eigentlich Subskription? Ich kenne die Subskribentenlisten von Prachtbänden des achtzehnten Jahrhunderts, habe mich auch gewundert, dass da gar nicht sehr begüterte Dichter oder Professoren an kleinen Universitäten Bücher vorausbestellen, die anderthalb Louisdor kosten sollen. Ihr Subskriptionsverlag ist offenbar etwas ganz anderes.“ - „So ähnlich war es bei uns mit der Schedelschen und Zimmerschen Chronik“, sagte Parthey. „Der Druck war so teuer, dass wir erst viele reiche Leute als Besteller sammeln mussten, ehe wir überhaupt anfangen konnten.“ – „Das ist natürlich nicht dasselbe wie unsere Klassikerausgaben oder unsere Geschichtsschreiber zu sechs Mark der Band“, setzte Hendel wieder ein. „Sie werden die Sache sofort verstehen, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich überhaupt darauf gekommen bin. Also ich beobachtete die Kunden im Antiquariat genau. Dabei fiel mir auf, dass immer wieder bestimmte Bücher verlangt wurden, die nie da waren, z.B. der Ulrich von Hutten von David Friedrich Strauß. Dann müssen wir eben das Buch neu drucken, dann ist es da, sagte ich mir. Das ist ein sehr einfacher Gedanke, aber natürlich kommen die Antiquare, die ihr Geschäft im Schlaf betreiben, nie auf diesen Gedanken. Die guten Antiquare, die Versand haben, sind überhaupt die einzigen, die wissen, was für Bücher neugedruckt werden müssen.“ - „Erlauben Sie einmal“, wandte ich ein, „es scheint mir doch, dass auch die Wissenschaftler, zu denen ich gehöre, mitzureden haben.“ - „Ja, die schreiben uns immer, dass wir etwas neu drucken sollen, und dann ist es gewöhnlich das ausgefallenste Zeug, das kein Mensch kauft,“ bemerkte Parthey spöttisch. „Stoßen Sie den Herrn Professor nicht vor den Kopf“, wies ihn Hendel zurück, „wir haben auch gute Hinweise bekommen.“ - „Aber die Wissenschaftler in unserem Verlage, Herr Hendel?“ beharrte Parthey. „Na ja, da war der alte Studienrat, der nie die Termine ein-

hielt. Dadurch hatten wir Verluste, ich musste sein Honorar beim Dickens kürzen, und als er mich verklagte, was ihm natürlich nichts half, stotterte er vor Gericht und flog an allen Gliedern. Der Mann war eben verbraucht und hielt das Tempo nicht aus, in dem wir alles erledigen müssen, weil uns immer die Konkurrenz auf den Fersen ist. Können Sie arbeiten, Herr Professor?“ - „Ich denke, ja“, sagte ich, „als wir den vierzigteiligen Goethe mit ausführlichem Kommentar bei Bong & Co. herausbrachten, schrieb mir der Hauptherausgeber Alt, ich sei der **einzige** Mitarbeiter, der die Termine pünktlich eingehalten hätte. Das ist mir öfter bestätigt worden.“ - „Sehen Sie, Herr Parthey, das klingt anders“, rief Hendel, der offenbar schon, ehe ich da war, mit Parthey über mein Alter gesprochen hatte. Dieser hatte auch noch andere Bedenken, denn er antwortete: „Wir haben aber mit den jungen Mitarbeitern, die immer schon fertig waren, wenn sie kaum angefangen hatten, auch keine guten Erfahrungen gemacht. Manches war liederlich gemacht, falsche Daten usw. Es sind noch andere Dinge vorgekommen, mitgenommene Exemplare unserer Neudrucke, die wir dann bei anderen Antiquaren entdeckten und zurückkauften.“ - „Hören Sie endlich auf, den Herrn Professor zu beleidigen“, sagte Hendel, ohne mir dadurch den Gedanken zu benehmen, dass er Parthey vor meinem Kommen diese Rolle zugewiesen hatte, um möglichst viel herauszubekommen. Ich sagte daher kurz: „Das Mäusen gehört nicht zu meinen Lebensgewohnheiten. Es ist geschmacklos, überhaupt über so etwa zu reden. Wenn wir Studenten wären, müsste ich Sie bereits fordern, Herr Parthey.“ - „An dem Leichtsinn und den Verfehlungen der jungen Leute war ich überhaupt selbst schuld“, bemerkte Hendel versöhnlich. „Sie, wieso?“ rief Parthey. „Weil ich zu oft mit ihnen Bier trinken gegangen bin“, fuhr Hendel gemächlich fort. „Man soll das nicht tun. Es ist einfach eine Schwäche von mir, aber ich kann es nicht lassen. Die jungen Leute sind natürlich sehr vergnügt darüber, dass ich alles bezahle, und trinken viel mehr, als sie vertragen können. Dann ziehen wir uns gegenseitig auf und lachen uns aus, und schließlich ist der Respekt dahin, und dann kommt allerhand vor.“ - „Da haben Ihre jungen Mitarbeiter eben keine akademische Schulung gehabt“, erwiderte ich. „Was in der Fidulitas passiert, ist am nächsten Morgen nie gewesen. Da ist der Professor wieder die Respektsperson und nicht mehr der Kneipekumpan. Genau so geht es im Offizierskasino zu und auf den Abenden, die der Oberbürgermeister für die Ratsherren veranstaltet.“ - „Und Sie sind durch alle drei Schulen gegangen“, sagte Hendel bewundernd, „da muß ich sehr bald einmal mit Ihnen ausgehen.“ - „Sehr gern“ erwiderte ich, „aber anfangen wollen wir nicht mit einem Fest. Besser begießen wir den ersten Erfolg. Das wird mir Vergnügen machen. Sie haben mir aber immer noch nicht gesagt, was ich eigentlich für Sie arbeiten soll.“

„Wir sind schon dicht daran“, sagte Hendel. „Also ich habe Ihnen klargemacht, dass man als Antiquar merkt, welche Bücher neu gedruckt werden können oder müssen. Das kostet aber Geld. Ich bin von Natur vorsichtig und sogar misstrauisch.“ - „Sie meinen jetzt wohl die sogenannte **Risikoprämie** des Unternehmers“, fragte ich. „Eigentlich nicht“, erklärte Hendel, „das Risiko muß ich gerade ausschalten. Im Verlag arbeitet nämlich im Wesentlichen das Geld meiner Frau. Daß es mit der Zeit immer mehr geworden ist, tut nichts zur Sache. Als wir einmal einen Handel machten, der beinahe an Spekulation grenzte und schief zu gehen drohte, habe ich ihr ein feierliches Versprechen gegeben, den Druck eines Buches immer erst dann zu beginnen, wenn ich so viel Subskribenten hätte, dass ich nichts zusetzen könnte. Ich riskiere also nichts.“ Das hörte ich mir mit Ruhe an, dachte aber im Stillen: „Aha, jetzt schiebt er seine Frau dazwischen, wie vorher Parthey. In Wahrheit macht dieser Gewaltmensch natürlich immer, was er will. Aber wenn er etwas **nicht** will, dann setzt er eine Unschuldsmiene auf und behauptet, er würde es gern tun, könne es aber nicht, weil Parthey und seine Frau dagegen wären.“

„Haben Sie nun ein klares Bild von Ihrer Aufgabe im Verlag?“ fragte mich Hendel. „Ja“ erwiderte ich, „zunächst bin ich Lesemaschine. Sie schicken mir alle Bücher, auf die Sie irgendwie aufmerksam geworden sind, ins Haus, und ich verfasse ein Gutachten, in dem ich diese Bücher charakterisiere und auch über den zu erwartenden Absatz einiges von meinem Standpunkt aus sage.“ - „Ja, wollen sie denn nicht im Verlagskontor in der Königsstraße arbeiten?“ sagte Hendel erstaunt. „Wenn ich ihnen monatlich ein Mindesthonorar von zweihundert Mark garantiere, muß ich doch **kontrollieren** können, ob Sie arbeiten!“ - „Nein“, lehnte ich ab, „darauf lasse ich mich unter keinen Umständen ein. Überfallen Sie mich ruhig in meiner Wohnung, wenn Sie kontrollieren wollen, was ich in drei oder vier Tagen gearbeitet habe, ebenso wenn Ihnen plötzlich etwas Neues einfällt. Ich rauche den ganzen Tag bei der Arbeit.“ - „Das können Sie auch in der Königsstraße“, rief Hendel dazwischen. „Nein“, sagte ich. „Da wird womöglich die Dame hysterisch, die Sie dort sitzen haben.“ - „Die Forderung ist sonderbar“, sagte Parthey, alle Angestellten arbeiten im Verlag.“ - „Vermutlich nicht für zweihundert Mark“, sagte ich schroff, „mit so wenig Honorar finden sich höchstens **Autoren** ab. Außerdem bin ich mit meiner Bibliothek verwachsen. Ich besitze etwa zweitausend Bände, von denen ich mindestens die Hälfte genau kenne. Fürs Antiquariat sind sie nicht brauchbar; denn ich habe jede Stelle, die mir auffiel, mit einer Bleistiftrandbemerkung verziert. Davon wird vieles in Ihre Prospekte, Einleitungen und Anmerkungen übergehen. Ich habe auch mehr als vierzig dicke Diarien voll Exzerpte aus den Büchern, die ich gelesen habe. Diesen ganzen Apparat kann ich nicht täglich hin und her schleppen.“ - „Aber zweitausend Bände sind doch überhaupt nichts“, sagte Hendel verächtlich. „In den Zimmern nebenan stehen mehr als zwanzigtausend; denn ich bin auch Sammler. Darunter sind Seltenheiten, die Sie nie gesehen haben.“ - „Und mit denen ich also **nicht verwachsen** bin, wie mit meinen Büchern und Exzerpten.“ sagte ich. „In der Welt bin ich als Vortragsredner schon viel zu viel herumgelaufen. Ich will jetzt an meinem Schreibtisch, neben dem mein achtjähriger Junge sitzt, zur Ruhe kommen. In Ihr Büro gehe ich nicht.“ - „Sie stellen aber immer neue Forderungen“, sagte Hendel. „Erst war die Sache mit der Reichsschriftumskammer, und jetzt wollen Sie auch zur reinen Verlagsarbeit nicht ins Büro. Das ist doch alles ungewöhnlich.“ - „Dafür sind meine pekuniären Forderungen sehr gering“, erwiderte ich. „Das Ungewöhnliche liegt für Sie vermutlich darin, dass ich viel Arbeit und wenig Geld verlange. Wenn Sie mich erst näher kennen, werden Sie sich nicht mehr darüber wundern.“ - „Probeweise lasse ich mich auf diese Regelung ein“ sagte Hendel. „Ich auch“, schloß ich ab. „Aber nun will ich endlich wissen, womit ich anfangen soll.“ - „Wir machen die ersten Versuche mit Büchern für Jugendliche“, erwiderte Hendel. „Kinderbücher?“ fragte ich entsetzt. „Ja“, sagte der Verleger. „Es gibt nämlich Kinderbücher, die sehr gern von Erwachsenen mit ihren Kindern gelesen werden. Dazu gehört der Campesche „Robinson“, natürlich die Jubiläumsausgabe mit den Illustrationen von Ludwig Richter. Sie bekommen das Buch mit. Außerdem fassen wir noch einen Neudruck der Götter- und Heldensagen von Wägner ins Auge.“ - „Über Campe habe ich eine recht gute Dissertation zu Hause“, besann ich mich. „Darin werden gerade die Gespräche mit den Kindern geschildert, aus denen sich das Buch entwickelt hat.“ - „Werden Sie nur nicht zu gelehrt in dem Nachwort, das Sie schreiben“, wehrte Hendel ab. „Unsere Kunden wollen allerdings meistens wissen, wie das Buch entstanden ist. Aber hier handelt es sich mehr um Richters Bilder. Sie müssen über den **Maler** reden. Wenn Sie die Illustrationen ansehen, merken Sie gleich, dass diese vollkommen ausgefüllt sind, also nicht bloß so ein paar hingehauene Striche, wie das heute die Künstler machen, die Illustrationen zeichnen. Bei Richter sieht man gleich, dass da ungeheuer viel Fleiß dahintersteckt, durchgearbeitete Nächte. Das will heute keiner mehr

machen. Ich kann das den Leuten nachfühlen. Ich bin selbst ungeheuer faul, mein Junge erst recht, aber dabei kommt nichts heraus. Ich brauche Mitarbeiter, die weniger faul sind.“ - „Also sozusagen einen dummen Kerl, der was kann, und das bin ich“, sagte ich amüsiert. „Dumm sind Sie sicher nicht“, erwiderte Hendel. „Aber dass Sie etwas können, habe ich schon gemerkt. Nehmen Sie auch gleich die zwei Bände Wägner mit, aber da brauchen Sie sich um die Bilder nicht zu kümmern. Sie taugen nichts.“

Der Robinson und die beiden Sagenbände wurden schnell druckfertig gemacht und abgesetzt. Hendel war zufrieden. Eine ungeheure Mühe musste ich aufwenden, um ihn zum Neudruck eines ungekürzten „Lederstrumpf“ in fünf Bänden zu überreden. Er ging erst nach langem Schwanken darauf ein, als ich entdeckte, das Parley gute Cooper-Illustrationen geliefert hatte, die längst in Vergessenheit geraten waren. An dieser Ausgabe verdiente Hendel in einem Jahr zwanzigtausend Mark, kaufte sich ein neues Auto und nannte es Unkas. Dann überredete ich ihn, einen nur in den Überschriften der Seiten kommentierten „Faust“ herauszubringen. Entscheidend war diesmal, dass ich den Prospekt mit den Worten angefangen hatte: „Goethes Faust ist das traditionelle Ostergeschenk“. Die Kunden bekamen Gewissensbisse, weil sie das bisher noch gar nicht gemerkt hatten, und holten es schleunigst nach. Der nach dem Vorbilde von Hartlebens „Goethe-Brevier“ denkbar knappe „Flüsterkommentar“ über den Seiten gefiel dem Generaldirektor der Deutschen Bücherei, Uhlendahl, so gut, dass er unsern „Faust“ ständig auf dem Schreibtisch liegen hatte und Hendel Komplimente über diese Verlagsleistung machte. Daher brachten wir noch mehrere Ausgaben mit Flüsterkommentar. Bei den Lustspielen des Aristophanes, übersetzt von Donner, verfielen aber Hendel und sein Sohn darauf, mit mir zu konkurrieren, meine Überschriften durch ihrer Meinung nach bessere zu ersetzen, und stürzten mich dadurch mehrfach in Verzweiflung. Ich war damals gerade so weit, dass ich mich damit abgefunden hatte, meinen Namen nirgends gedruckt zu sehen. Etwas gewaltsam stellte ich mich auf den Standpunkt, dass gute Arbeit an sich wertvoll sei und mit Ruhmsucht nichts zu tun habe. „Wenn ein Arbeiter einen Tisch mit Liebe zusammentischlert, bringt er auch nicht seinen Namen darunter an“, pflegte ich zu sagen. Nun verdarben aber der Verleger und sein Sprössling nicht selten meine gute Arbeit, und das ärgerte mich. Übrigens hat mein Verzicht auf den Ruhm nur so lange gedauert, wie er unfreiwillig war. 1946 malte ich meinen Namen wieder kraftvoll unter den Tisch. Der vierbändige Aristophanes hatte noch einen zweiten Ärger zur Folge. Hendel kam eines Tages aufgeregt zu mir und sagte: „Sie beraten mich nun schon jahrelang, und heute schreibt mir ein Stammkunde, ich wäre **schlecht beraten**. Die Donnersche Übersetzung ist Leder und bleibt Leder, auch wenn man noch so schöne Prospekte darüber schreibt. Die einzige gute Übersetzung ist die von Droysen.“ - „So?“ sagte ich ungerührt, „dann hat er wahrscheinlich selbst die Droysensche Übersetzung herausgegeben“. - „Ja“, erwiderte Hendel betroffen, „er hat sie herausgegeben.“ - „Dann können Sie doch nicht erwarten, dass er eine Konkurrenzausgabe freudig begrüßt, zumal wenn sie besser geht.“ Aber Hendel stöhnte weiter: „Leder bleibt Leder.“

Eines Tages kam er auf den Gedanken, eine neue Mark Twain-Ausgabe zu machen. Er wusste aber nicht recht, wieweit dieser amerikanische Schriftsteller und die deutschen Übersetzungen geschützt waren. Ich sagte ihm, nachdem ich die Sache geprüft hatte, es gäbe eine Übersetzung von Moritz Busch, dem Vertrauten Bismarcks. Sie sei vor der Literarkonvention Deutschlands mit den Vereinigten Staaten erschienen, also nicht durch diese geschützt, aber auch Busch oder seine Erben seien nicht als Urheber geschützt, weil die Verlängerung der Schutzfrist auf fünfzig Jahre nicht für einen bereits 1899 gestorbenen Autor gelte. „Sie eröffnen uns ja ganz neue Aussichten“, rief Hendel entzückt, „ich wende mich sofort an den Rechtsanwalt Hoffmann, der ist unser Leipziger Spezialist für

Verlagsrecht.“ Hoffmann bestätigte meine Ansicht; Hendel bekam Respekt vor mir und fing an, mich für einen praktischen Menschen zu halten, was sicher falsch war. In Dingen, die nicht mit Büchern zusammenhängen, bin ich nie praktisch gewesen.

Nach den umständlichen Vorbereitungen brachte Hendel keinen Mark Twain heraus, weil ihm inzwischen zuviel anderes eingefallen war. Er war seinem Wesen nach **sprunghaft**. Was ihm eine Weile wichtig gewesen war, interessierte ihn plötzlich überhaupt nicht mehr. Eine einheitliche Linie hatte er nicht. Insofern war er ein Impressionist, und sein Verlag war ein Sammelsurium.

Wenn Hendel irgendein Buch in die Hände fiel, das ihm erinnerungswürdig schien, schickte er es mir sofort ins Haus, legte meistens auch noch verwandte Literatur bei und bat mich, alles in acht Tagen durchzulesen. Er kam aber schon nach drei Tagen und fragte, ob ich noch nicht fertig wäre. So ging es mir mit Vehses „Geschichte der deutschen Höfe,“ einer Riesenskandalchronik in mehr als siebenzig Bänden. Hendel sagte enttäuscht: „Sie brauchen doch nicht jedes Wort zu lesen, Wolfgang und ich haben die Bände in drei Abenden durchgeblättert. Da hat man doch einen Eindruck!“ Dieses Rezept kannte ich von Lamprecht her, wusste aber, dass es falsch ist, und sagte: „Ich lese alles und verweile bei dem, was ich prüfen kann. Dabei lerne ich die Vorzüge und die Schwächen kennen, und daraus formt sich das Gesamturteil. Der erste Eindruck ist durchaus nicht immer richtig.“ Übrigens gelang es uns trotz eines umfangreichen Prospektes nicht, die nötige Anzahl von Subskribenten zu gewinnen. Das vielbändige Werk war ihnen einfach zu teuer. Einige fürstentreue Stammkunden schickten uns sogar Warnbriefe. Sie rieten zu einer Auswahl, die „mit äußerster Vorsicht“ vorgenommen werden müsse. Damit aber hätte das Werk seinen Charakter verloren. Schmerzlich war es mir, dass wir auch für Lavaters „Physiognomische Fragmente“, die ebenfalls nicht billig geworden wären, wenige Leute interessieren konnten. Dagegen brachten wir Taines „Ursprung des modernen Frankreich“, ebenfalls ein altes Lieblingsbuch von mir, glücklich an den Mann. Auch den „Don Quijote“, nicht mit Dorés Illustrationen, sondern mit denen Johannots, in denen nicht nur das Phantastische zu seinem Rechte kommt, sondern auch die Szenen aus dem spanischen Volksleben, erneuerten wir mit Glück. Schwieriger war es, Johannots schöne Initialen, die Anfangsbuchstaben der Kapitel, beizubehalten, weil im Französischen viele Worte mit C oder Q anfangen, im Deutschen aber fast gar keine. Da habe ich oft Stunden an einem Satze herumgebastelt, bis er mit „Charakter“ oder „Cid“ oder „Quer durch“ anfing. Es war eine ähnliche Arbeit wie ehemals die metrischen Übungen mit Gustav Passavant in Wiesbaden. Alles, was man lernt, kann man später einmal brauchen. Sehr viel Mühe gab ich mir mit einem zweibändigen Herodot, den ich genügend oft griechisch gelesen hatte, um die Anmerkungen modernisieren zu können. Im Nachwort schilderte ich Herodot als typischen Vertreter des magischen Weltbildes, das die griechischen Aufklärer gerade zu seiner Zeit bekämpften. Nach Herodots Überzeugung ist es die Bestimmung des Menschen, in Ehrfurcht vor den Schicksalsmächten zu leben. Nicht ohne Humor widerlegte ich die Ansicht, dass Herodot eigentlich Kaufmann und nur nebenher Forschungsreisender gewesen sei, mit dem Hinweis, dass er sich bei seinen Zahlenangaben beständig verrechnet: „Man kann sich ihn also kaum als erfolgreichen Kaufmann vorstellen, der mit kunstvoll bemalten Töpfen ausfährt, um Säcke voll orientalischer Gewürze einzuhandeln.“

Nach dem Herodot kam der mir schon von Wiesbaden her vertraute **Seneca** an die Reihe. Wir vereinigten seine Hauptschriften als „Philosophie des Mannhaften“. Bei der Arbeit wurde mir klar, dass Seneca ein Epigone der griechischen Stoiker war. Ich las alles, was von diesen erhalten ist, und dann auch Marc Aurel griechisch. Dazu hatte ich früher nie Zeit gehabt. Jetzt wurde sie nur verkürzt, wenn Hendel einen seiner Anfälle von

Ungeduld bekam, aber auch gegen diese lernte ich allmählich mich zu verteidigen, indem ich einfach sagte: „Gut, ich will eine Woche lang täglich zwei Stunden auf die neue Arbeit verwenden, aber dann wird das, was wir bisher vorhatten, im Erscheinen um vierzehn Tage verzögert.“ Das wollte Hendel wieder nicht; Winkler, der Leiter der Druckerei, sagte mir einmal: „Wenn wir etwas von Hendel im Satz haben, dann hetzt er uns beständig, weil er es nicht erwarten kann, sein Geld von den Subskribenten zu bekommen. Am liebsten hätte er es schon, wenn die Prospekte heraus sind. Aber wir müssen doch auch warten, bis wir unser Geld von ihm bekommen, und dazu müssen doch erst einmal die Bücher da sein. Er läuft sogar in der Druckerei herum, um zu sehen, ob rasch genug gesetzt wird.“ Sobald etwas in Ruhe vor sich ging, witterte Hendel Faulenzerei. Damit verbrauchte er die Nerven seines Personals und schädigte im Grunde sich selbst. Als Parthey zum Militär eingezogen wurde, fragte ich ihn, ob es ihm nicht unangenehm sei, dort wegen Kleinigkeiten angeschnauzt zu werden. „Das bin ich doch gewöhnt“, sagte Parthey. „Mir kann es doch egal sein, ob mich Herr Hendel anschnauzt oder irgendein Feldwebel.“ Er war abgebrüht. Es kam auch vor, dass Hendel eine Schreibmaschinendame anschnauzte, weil ihre Schnürsenkel herunterhingen. Gelegentlich war er wieder sehr gutmütig, aber das ist bei Despoten nichts Ungewöhnliches. An mich hat er sich nie recht herangewagt, weil er genau wusste, wie billig ich arbeitete. Was ich in der sozialistischen Propaganda als Unternehmerwillkür gekennzeichnet hatte, sah ich nunmehr mit eigenen Augen. Aber ich sah auch, dass sich das nicht alle gefallen ließen. Das kleine Fräulein **Dr. Harig** wusste sich ausgezeichnet zu verteidigen. Sie war eigentlich Biologin, aber im Schuldienst nicht untergekommen, weil sie zu schwächlich war. Vielleicht war das aber nur ein Vorwand für die Ablehnung; denn eines Tages war sie nicht da, als ich nach Naunhof kam, und Frau Hendel sagte erbittert: „Sie hat uns belogen. Sie hat uns nicht gesagt, dass sie eine Kommunistin ist, und jetzt hat sie die Gestapo verhaftet, und wir kommen ins Gerede. Am Ende hält man uns auch noch für Kommunisten.“ Aber als Fräulein Dr. Harig nach sechs Wochen wieder freikam, stellte sie Hendel ohne weiteres wieder ein; denn sie war als politisch Belastete eine billige Arbeitskraft, und nunmehr ganz von ihm abhängig. 1946 traf ich sie wieder. Aber sobald ich sie an Hendel erinnerte, sagte sie: „Hendelverlag? Passé. Der hat lange genug billige Arbeitskräfte gehabt.“ Sie kam damals im Schuldienst unter und wurde sehr bald stellvertretende Schulleiterin.

Einmal hatten wir wieder einen buchhändlerischen Erfolg errungen, und Hendel führte mich meinem, nicht seinem Geschmack entsprechend, ins Weinrestaurant des Leipziger Hauptbahnhofes. Wir aßen Geflügelsalat und tranken eine Flasche Bocksbeutel nach der anderen. Schließlich wurde ich übermütig und sagte: „Herr Hendel, ich muß Ihnen einmal etwas sagen. Der große Aufschwung, den Ihr Geschäft genommen hat, geht zum Teil auf meine Prospekte zurück. Sogar Herr Winkler sammelt sie und behauptet, er wisse erst, wie er ein Buch lesen müsse, wenn er einen Prospekt von mir darüber hätte. Er wisse auch, dass noch mehr Leute das so machten. Also müssen Sie mich jetzt am Geschäft beteiligen und die Firma in Hendel und Riemann ändern!“ - „Was?“ sagte Hendel und sah mich entgeistert an. „Ja“, fuhr ich fort, „man macht das ja häufig mit verdienten Prokuristen so. Die werden dann mit **einem Prozent** beteiligt. Nun steht Ihr Geschäft mit fünfzigtausend Mark zu Buche. Ich verlange also eine Aktie zu fünfhundert Mark.“ - „Woher wollen Sie wissen, wie hoch mein Betriebskapital ist?“ - „Das haben Sie mir selbst bei unserer vorigen Kneiperei erzählt, als Sie genug binnen hatten“, triumphierte ich. „Aber das kommt mir doch naiv vor“, wand sich Hendel, „dass Sie mein Sozius werden wollen.“ - „Aber was kommt Ihnen denn auf fünfhundert Mark an?“ erwiderte ich. „Nun“, sagte Hendel, „Mein Sozius können Sie nicht werden, weil das schon meine Frau ist. Aber ich gebe Ihnen in

Anerkennung Ihrer Verdienste um den Verlag einen Barscheck von fünfhundert Mark.“ Er holte sein Scheckbuch heraus, füllte den Scheck aus, gab ihn mir und fragte: „Sind Sie nun zufrieden?“ Ich bejahte vergnügt und dachte: „Mit einem schlechten Witz kann man offenbar mehr verdienen als mit zwei Monaten Arbeit.“ Nicht alle Abende mit Hendel schlossen so heiter ab. Bisweilen fing er wegen eines mageren Käses mit dem Kellner Streit an, ließ den Küchenchef heraufholen und machte ihn derartig herunter, dass er damit auch mir die Laune verdarb. Oder er beobachtete, dass ein Herr am Nebentisch seiner Frau weiteren Wein verweigerte, und bot ihr ohne weiteres ein Glas von unserm Weine an. Der beleidigte Gatte war in Versuchung, uns durchzuprügeln, merkte aber, dass er bei seiner spärlichen Zeche den Kellner nicht auf seiner Seite gehabt hätte, und verließ mit der durstigen Frau das Lokal. Ein andermal verlud mich Hendel, als ich müde war und nach Hause wollte, zwar in sein Auto, fuhr aber nicht zu unserer Wohnung, sondern in eine entlegene Vorstadt, in der noch irgendeine Winkelkneipe offen war, und wollte dort weiter Bier trinken. Darauf wurde ich böse und sagte: „Jetzt gehe ich zu Fuße. Sie vergessen vollkommen, dass ich kein Student mehr bin, sonder sechzig Jahre hinter mir habe.“ Er hätte das wissen müssen, weil er mir zu meinem 60. Geburtstage sechzig Flaschen deutschen Rotwein geschickt hatte. Sein Sohn, der die Partie mitgemacht hatte, suchte mich zu begütigen und fuhr mich nach Hause. Unterwegs erklärte er: „Sie dürfen das meinem Vater nicht übelnehmen. Er ist daran gewöhnt, dass alles so zugeht, wie er es haben will. Wenn ihm das Essen schmeckt, müssen wir alle mitessen, und wenn er Durst hat, müssen wir mittrinken. Er hat sich heute wohlgeföhlt, und da hat er eben vergessen, dass er Sie anders behandeln muß als uns.“ „Ich habe mir erlaubt, ihn daran zu erinnern,“ sagte ich und stieg aus.

Auf dem Gebiet der **Philosophie**, das ich überhaupt erst dem weiten Hendelschen Verlag einverleibt hatte, redete er mir auch zu viel herein. In meinen Anmerkungen zu Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit“, Gracians „Handorakel“ und Nietzsches Werken korrigierte er herum. Einen Prospekt über Plato beanstandete er, weil kein Mensch das verstehen könnte, was ich über die Ideenlehre sagte. Das traf für ihn selbst allerdings zu, aber nicht für unsere Kunden. Als in einer Übersetzung des „Gil Blas“ Lesages, die ich sehr genau mit dem französischen Original verglich, von mir vieles verbessert wurde, wollte er wieder mitmachen. In dem Roman kamen einige spanische Ausdrücke vor. Wolfgang Hendel hatte einen Kursus im Spanischen durchgemacht. Also bemächtigte sich sein Vater des spanischen Wörterbuches und revidierte diese Ausdrücke, als ob er in Spanien gewesen wäre. Zehn Jahre früher hätte ich ihm alles an den Kopf geworfen, aber inzwischen hatte ich Geduld gelernt oder litt an Altersschwäche; denn ich ließ ihn ausreden. Zu Änderungen verstand ich mich aber nicht, und diesmal hatte ich den Sohn auf meiner Seite, der mich mit den Kollegen verglich, von denen er auf der Grimmaer Oberschule unterrichtet wurde. Meine Frau schüttelte bisweilen den Kopf und sagte: „Wenn du früher den zehnten Teil von den Konzessionen gemacht hättest, die du jetzt Hendel machst, wärest du heute noch an deiner Schule. Was hast du eigentlich von dem Kerl? Wir können auch ohne ihn leben!“

Ich hatte doch sehr viel von meiner Arbeit im Verlage, die mich fast dreizehn Jahre lang in Anspruch nahm. Schon die fünfzig Bände, die ich ausgabefertig machte, bereicherten mein Wissen außerordentlich. Ich war doppelt so lange, wie ich studiert hatte, im Hendelverlag tätig. Außerdem hatte ich allerhand erlebt, war nicht nur Schulmeister, sondern auch Politiker und Verwaltungsmensch geworden, ehe ich meinen zweiten Studiengang durchmachte. Bei der Herausgabe der „Simplizianischen Schriften“ Grimelshausens interessierten mich in den Forschungen Scholtes und Könneckes die kulturhistorisch wichtigen Stellen besonders. Als Student hätte ich einfach darüber weggelesen.

Wie der verwüstete deutsche Boden nach dem Dreißigjährigen Kriege mit unerhörter Mühe von Bauern, die zum Teil Hörige, zum Teil finanziell versklavt waren, wieder urbar gemacht wurde, und wie die adligen Großgrundbesitzer dadurch wieder reich wurden, übersah ich im einzelnen erst, als ich eine Biographie Grimmelshausens für die Ausgabe zusammenstellte. Die literarisch gebildeten Kunden hoben in ihren Briefen an Hendel hervor, dass dies die beste Zusammenstellung alles dessen sei, was man von Grimmelshausen wisse. Ebenso wurde mir der Aufbau der Heere im siebzehnten Jahrhundert, besonders die Stellung der Regimentssekretäre, unter denen Grimmelshausen sich zum Schriftsteller entwickelte, erst bei dieser Arbeit klar.

Das war alles noch nicht die Hauptsache. Als Literaturhistoriker kann man von der Meinung ausgehen, dass jedes Volk eine ihm eigene **klassische** Dichtung ausbildet, die ästhetischen Höchstforderungen entspricht. Man redet dann von Anfängen, Aufstiegen, Verfall, neuem Aufschwung usw. Das ergibt ein ganz anderes Bild als das, welches entworfen wird, wenn man die Literatur als **kulturhistorische** Quelle betrachtet. Dabei wird manches, das dem wertenden Ästhetiker zweitrangig erscheint, zu einer sehr wichtigen Sache. Eine dritte Möglichkeit ist die, alles **politisch** zu betrachten, die Dichter darnach einzuordnen, ob sie für die Befreiung der Menschheit, vor allem der Ausgebeuteten und Unterdrückten, ihre Stimme erhoben haben, und alle Lakaien der Macht zornig anzuprangern, wie das die liberale und die sozialistische Literaturgeschichtsschreibung getan haben. Dieser dritte Standpunkt war der, zu dem ich bisher durchgedrungen war. Gerade von Politik verstand aber Hendel sehr wenig oder gar nichts, obwohl er häufig mit Energie Phrasen wiederholte, die er in irgendeiner Zeitung gelesen hatte. Je banaler sie waren, desto besser gefielen sie ihm. Er zitierte erst etwas aus irgendeinem Artikel von Goebbels und fuhr dann unbekümmert fort: „Warum haben Sie eigentlich Hitler 1923 nicht erschießen lassen? Es war doch klar, dass er nur noch eine Kugel wert war. Dazu haben Sie den Mut nicht gehabt. Deshalb sind Sie unter den Schlitten gekommen. So eine Regierung imponiert mir nicht.“ - „Ihnen imponiert überhaupt keine. Eigentlich sind Sie Anarchist“, pflegte ich zu erwidern. „Ja, die Politiker kommen mir dumm vor“, sagte Hendel. Für politische Literaturgeschichte hatte er daher gar keinen Sinn. Er verlangte von den Literaturhistorikern, dass sie ihn auf Bücher aufmerksam machen sollten, deren Neudruck sich verlohnte, und ärgerte sich, dass die meisten überhaupt nicht davon redeten. Er zwang mich, für ihn die halbe Weltliteratur unter diesem **geschäftlichen** Gesichtspunkt durchzulesen. Das nannte er „vernünftige Literaturgeschichte“.

Mein Sohn Todi las alles seinem Alter Angemessene mit, sobald er in der Schule lesen gelernt hatte. Die Wägnerschen Göttersagen hatte er sich so eingepägt, dass er mich kopfschüttelnd verbesserte, wenn ich den Baldur mit Heimdall verwechselte. Von seinen Kameraden auf der Volksschule wurde er einmal verprügelt, weil sie herausbekommen hatten, dass er der Sohn eines Sozialdemokraten war. Auf dem Carolagymnasium hörte das aber auf, weil er ein ausgezeichneter Lateiner wurde, von dem die halbe Klasse abschrieb. Als er einmal einige Tage wegen einer Halsentzündung fehlte, kamen drei Jungen als Abgesandte der Klasse zu uns und erklärten: „Todi muß wieder in die Schule kommen. Vorgestern hat im Latein die halbe Klasse die Vier geschrieben, weil er nicht da ist.“ Er ging dann auch am nächsten Tage hin, und der Wissensstand der Klasse war wieder der alte. Sein Pflichtgefühl gegenüber den Kameraden war so stark, dass er von da ab fast niemals fehlte. Sein Drang, andere zu unterstützen, war besonders groß gegenüber denen, die einige Jahre jünger waren als er. Wenn wir in die Sommerfrische kamen, erschien Todi nach einigen Stunden mit den beiden dreckigsten Kindern, die er auftreiben konnte, und sagte mit großem Ernste: „Dies ist Hannah, dies ist Otto. Ich habe mich mit ihnen

angefreundet“. Sein bester Freund war lange der Sohn unseres Hausmeisters. Auch mein Stiefsohn Fritz hatte nie Hochmut gegenüber Ärmeren gezeigt, aber er hatte Gleichaltrige zu Freunden, während Todi immer solche bevorzugte, die drei oder vier Jahre jünger waren als er. In Alexisbad gastierte eine Woche ein Mann mit einem Kasperletheater und hatte zu seinem Assistenten einen Dänenknaben gemacht, der von Hause weggelaufen war. Selbstverständlich freundete sich Todi mit ihm an und berichtete mir, dass dieser Knabe bereits ungeheuer viel erlebt hätte. Vermutlich schwindelte er ausgezeichnet. Am nächsten Morgen aber kam Todi gleich wieder nach Hause und sagte betrübt: „Er ist fort.“ „Wer?“ fragte ich. „Der Däne“, berichtete Todi. „Er sitzt auf der Polizei und darf nicht wieder heraus, weil er gebettelt hat. Das ist verboten, und wenn man es tut, kommt man ins Gefängnis.“ Natürlich musste ich lachen, und Todi fand das pietätlos. Sein Interesse für Jüngere, Ärmere und Hilfebedürftige war so ausgeprägt, dass ich ohne weiteres prophezeite: „Der wird Schulmeister wie sein Vater. Er ist ja nur glücklich, wenn er andere **anleiten** kann.“ Aber er ist Jurist geworden, weil es da viele Probleme gab, die durch Nachdenken gelöst werden mussten. Das trieb er als eine Art von Sport.

Er war nicht nur außergewöhnlich sprachbegabt, sondern besaß die seltene Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden. Als er in die Puppentheaterperiode hineinkam, die fast alle Kinder durchmachen, kam er auf die Idee, die vielen kleinen Szenen in Goethes „Götz“ auf je einen oder zwei Sätze zusammenzustreichen. Es wurde natürlich auf diese Art ein Drehbuch, aber ich staunte doch, wenn er den Vorhang aufzog, Weislingen sagen ließ: „Gift von meinem Weibe“, und den Vorhang wieder herunterließ. Der Deutschlehrer, der durch andere Schüler davon hörte, ließ Todi den skelettierten „Götz“ vor der Klasse aufführen, was ja nur sehr wenig Zeit erforderte. Todi zitierte auch die Klassiker in der Art, wie das häufig die Schauspieler tun. Er mochte keine saure Gurke. Bekam er beim Mittagessen trotzdem ein Stück aus irgendeiner Sauce zwischen die Zähne, dann stöhnte er: „Gurke, Gurke, Gift von meinem Weibe.“ Er kaufte von dem Taschengeld, mit dem ich ihn immer sehr reichlich versorgte, häufig Dekorationen und auch Beleuchtungskörper für sein Puppentheater. Dann änderte er irgendein Stück so weit ab, dass er die betreffende Dekoration, etwa einen Garten mit exotischen Gewächsen, verwenden konnte. Mit den ewigen Veränderungen brachte er es schließlich so weit, dass kein Stück mehr wirklich aufgeführt werden konnte, und damit hörte die dramatische Episode seines Lebens auf. Ins Versedichten geriet er hinein, weil er sah, wie ich in den von Hendel neu herausgegebenen Büchern fremdsprachliche Zitate stets in deutsche Verse übertrug, also Hexameter in Hexametern wiedergab, gereimte Verse in gereimten Versen. Er fragte mich dann auch, wie man es machen müsse, dass sich die Verse reimten, während doch nur dasselbe darin stehen dürfe wie in der z.B. französischen Vorlage. Das sei doch ungeheuer schwer, weil sich im Französischen ganz andere Worte reimten als im Deutschen. Ich sagte ihm, dass man natürlich nicht zuerst Verse übersetzen könne und dann so lange am Federhalter kauen, bis sich zu dem Reim desselben das andere Wort finde, sondern dass die zweiten Verse gewöhnlich zuerst entstünden. Darauf setzte er sich hin und überreichte mir nach einigen Stunden acht Verse aus seinen geliebten Wägnerschen Sagen:

In Feindesland ich reite,  
 Gesellen seid zur Hand!  
 Der Titas mir zur Seite,  
 Das Banner in der Hand.

Hugdietrich nahm die Rache,  
 Er schlug den Drachen tot.  
 Der Wurm lag in der Lache,  
 Vorbei war alle Not.

Mehr als diese acht Verse hat er überhaupt nicht gedichtet. Hier genügte es ihm, dass er einmal gemerkt hatte, wie man so etwas überhaupt macht. Natürlich zeigte ich die Verse auch Hendel, der über das Interesse an einem Buche seines Verlages so erfreut war, dass er meinem Söhnchen die beiden großen Wilhelm-Busch-Alben schenkte. Nunmehr zitierte Todi mit Vorliebe Wilhelm Busch. Er hatte, wie die meisten begabten Menschen, einen ausgeprägten Sinn für **Humor und Witz**. In den von Rothe herausgegebenen Büchern „Daumier und die Familie“, „Daumier und das Theater“ kannte er jedes Bild. Wenn wir unsern Hochzeitstag feierten, erschien er plötzlich mit Daumiers Bild „Die silberne Hochzeit,“ auf dem ein angewelktes Paar zärtlich schäkernd mit einer Blume spielt und versicherte uns: „Das seid ihr!“

1934 verbrachten wir unsere Sommerfrische in Fischhausen am Schliersee. Wir wollten einmal hauptsächlich von Kalbshaxen leben und viel bayrisches Bier dazu trinken, zugleich den bayrischen Dialekt gründlich kennenlernen. Als wir ankamen, wurde ich aber auf der Treppe der Villa gleich mit „Guten Tag, Herr Professor Riemann!“ von einer Leipziger Lehrerin, einem Fräulein Helfer, begrüßt. Das Haus beherbergte 31 Gäste, 17 waren aus Leipzig und Dresden, und vierzehn waren Lehrer. Den **sächsischen** Dialekt konnte man dort gründlich studieren, den bayrischen aber nicht. Die Villa gehörte einer Dresdnerin, die sie das erste Jahr bewirtschaftete. Sie verabreichte nur sächsische Küche. Zum Mittagessen setzte sie uns eines Tages als Hauptgericht Spinatpudding vor. Wir waren der Verzweiflung nahe, wurden aber von einigen lebenslustigen Kölnern belehrt, dass man eben abends zum „**Schnapperwirt**“ gehen müsse, um dort die vermissten Kalbshaxen zu essen. Man müsse sich einen steinernen Literkrug kaufen und ihn am Faß mit gutem Pschorrbräu füllen lassen. Ich zog sofort mit Todi nach Schliersee und kaufte den Krug. Dabei entdeckte der Junge einen ganz winzigen Steinkrug, der als Likörglas gedacht war, und ließ sich ihn von mir kaufen. Nunmehr zogen wir jeden Abend zum Schnapperwirt, ich den großen Krug in der Hand, er den kleinen. Er trank ihn mit Todesverachtung aus, weil er das für männlich hielt, hat mir aber später erzählt, dass ihm das Bier abscheulich geschmeckt hätte. Die Erinnerung daran hat ihn, als er erwachsen war, den Biergenuß immer als eine gräuliche Angelegenheit betrachten lassen. Man kann nie voraussagen, wie sich Jugendeindrücke auswirken. Sehr häufig kommt dabei das Gegenteil von dem heraus, was man erwartet.

Von Fischhausen aus machten wir einen Ausflug nach dem **Sudelfeld** und sahen dort zum erstenmal die Alpengipfel im ewigen Eis. Ich war darauf gefasst, eine ähnliche Enttäuschung zu erleben wie 32 Jahre früher beim ersten Anblick des Meeres. Aber diesmal war das **Erhabene** wirklich da, und zwar so gewaltig, dass ich unwillkürlich den Hut abnahm und nicht laut zu reden wagte, was bei mir etwas besagen will. Das sonderbare Wogen des Gefühls wird von Kant und Schiller moralisch erklärt. Sie behaupten, dass man sich von der ungeheuren Naturerscheinung zunächst erdrückt fühlt und sich ihr dann doch wieder als sittlich denkendes Wesen überlegen fühlt. Davon habe ich nichts gemerkt. Es ist aber auch nicht die Empfindung Fausts beim Erscheinen des Erdgeistes:

Ach! Die Erscheinung war so riesengroß,  
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Man denkt überhaupt nicht an sich, sondern an die ungeheuren eisbedeckten Berge. Man fühlt sich in sie ein, wächst in sie hinüber. Man schrumpft keineswegs zusammen, sondern weitet sich ins Ungeheure. Die Primitiven haben die Berge angebetet, und wir haben es noch nicht ganz verlernt. Man muß bei diesem Eindruck des **Wachsens** stehenbleiben, nur er ist echt. Mit der Moral und dem Denken hat das gar nichts zu tun. In die erhabenen Charaktere der Bühnendichter wächst man ähnlich hinüber, aber das Gefühl ist doch schwächer. Alpenriesen sind das nicht.

Meine Frau fährt in der Sommerfrische gern spazieren. Das habe ich lange nicht mitgemacht, weil mir die Bewegung in frischer Luft der beste Teil der Sommerfrische zu sein schien und ich namentlich das rasche Einschlafen nach starker körperlicher Anstrengung schätzte. Wenn meine Frau mit dem Autobus wegfuhr, machte ich mit Todi eine Kletterpartie auf die Vorberge der Alpen. Vor den freiweidenden Kuhherden hatte er etwas zu viel Respekt. Einmal kamen wir gegen Mittag in ein ganz kleines Wirtshaus, das auf halber Höhe des Berges lag. Zwei junge Burschen kamen herein und stritten sich aufgeregt über ein Fußballwettspiel, in dem eine Mannschaft gesiegt hatte, von der das kein Mensch erwartet hatte. Der eine wollte es nicht glauben, aber der andere hielt ihm eine Zeitung unter die Nase und schrie: „Mensch, hier steht es doch!“ Ich sah, dass die Zeitung einen breiten schwarzen Trauerrand hatte, und sagte: „Da muß doch eine bedeutende Persönlichkeit gestorben sein. Wer ist es denn?“ - „Hindenburg“, sagte er ärgerlich und stritt weiter mit dem anderen über den Fußballsieg, der ihm hundertmal wichtiger war. Ich sagte, das sei doch auch ein wichtiges Ereignis, wenn der Reichspräsident sterbe, bekam aber nur die Antwort: „Für mich nicht, das geht andere Leute an.“ Die **Sportler** leben in einer Welt für sich.

In der Sommerfrische galt die Politik für ein gefährliches Thema, das man lieber vermied. Aufgeblasene Nazis behandelten es doch, aber 1935 trafen wir in Bad Sachsa einen Kapitän Schneider aus Hamburg, der bald heraus hatte, dass ich nicht wie er zu den Hitlerianern gehörte, und der sehr gern mit mir über andere Themen disputierte: Literatur, Kindererziehung, Unsterblichkeitsglaube, amüsante Anekdoten aus älterer Zeit usw. Die anderen Gäste machten bei dieser **unpolitischen** Unterhaltung auch mit, und wir blieben des Abends immer lange zusammen. Todi steckten wir, da er noch nicht ganz zehn Jahre alt war, etwa um neun ins Bett, aber vorher beteiligte er sich auch. Einmal wollte er partout auch eine Geschichte erzählen und schlug, als er nicht gleich zu Worte kam, mit dem Zeigefinger auf den Tisch, wie ich das gelegentlich zu tun pflegte. Dazu rief er: „Ruhe, jetzt rede ich!“ Wir mussten lachen und hörten geduldig zu. Er erzählte die von Busch gedichtete und illustrierte Geschichte von dem Jungen, der erfriert, worauf die Mutter den erstarrten Leichnam an den Ofen stellt, auftaut und sehr betrübt in einen großen Topf hineinlöffelt. Zum Schluß holte Todi tief Atem und sagte: „Und dann - is es alle!“ Darauf lachten wir alle sehr von Herzen

Manche Pädagogen finden es sehr bedenklich, den Kindern überhaupt Busch in die Hand zu geben, weil dort allerhand Grässlichkeiten, schmerzhaft Verletzungen, Stürze Hals über Kopf, Verbrennungen und boshafte Streiche geschildert werden. Aber die Sache wird so stark übertrieben, dass sie den Wirklichkeitscharakter verliert, und so entsteht eben das **Grotesk-Komische**. Todi und ich ergötzten uns gemeinsam daran, lasen den „Don Quijote“ und die „Pickwickier“, während meine Frau gerade die groteske Komik blödsinnig fand, was allerdings schwer zu widerlegen ist. Da Todi eine stark entwickelte Phantasie hatte, träumte er von dem, was er am Tage erlebt hatte, häufig nachts und

rückte mir am Morgen mit der Frage auf den Leib: „Wie unterscheidet man das, was man nur geträumt hat, von dem, was wahr ist?“ Ich antwortete ihm, dass man doch ganz verrückte und unmögliche Dinge träume und beim Erwachen darüber lache. Er sagte: „Ja, manchmal ist das so, und dann ist es leicht zu unterscheiden. Aber man träumt auch vernünftig, und dann geht es nicht.“ Bedenklich bemerkte ich: „Leute, die Träume und Wirklichkeit durcheinander werfen, sind zum Teil Dichter, sogar große Dichter. Normal ist das aber nicht. Es grenzt an Verrücktheit.“ Darauf sagte er: „Weißt du, Papa, vielleicht ist das bei mir auch so, ich habe oft sonderbare Vorstellungen.“ Natürlich warnte ich ihn gründlich, sich ja nicht Gedanken darüber hinzugeben. Als ich das Gespräch unserem Hausarzt, dem etwas überängstlichen Dr. Meyer, erzählte, sagte er: „Sie überreizen den Jungen. Er liest viel zu viel und denkt zuviel darüber nach. Für diese seelischen Naturen gibt es eine **geistige Diät**, die man einhalten muß. Sie tun es nicht, sie überfüttern ihn. Das kann sich eines Tages rächen!“ Ich hatte ganz andere Bedenken. Die unfruchtbare Erkenntnistheorie der **Neukantianer** war mir einfach verhasst. Sollte sich mein Sohn eines Tages zu einem Philosophen dieser Richtung entwickeln? Das verfrühte Grübeln über die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit war doch ein erster Schritt dazu. Daher setzte ich mich hin und schrieb eine lange Warnung vor der Erkenntnistheorie nieder, die Todi lesen sollte, wenn er zwanzig Jahre alt sein würde. Das Manuskript ist bei unserer Ausbombung verbrannt. Es hatte aber inzwischen seinen Sinn verloren; denn Todi hielt sich gerade die Philosophie bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre vom Leibe und behauptete, er verstehe nichts davon. Dann erst bekam er Sinn für Staatsphilosophie und Rechtsphilosophie und fing an, mit mir über Verbrechen und Strafe, Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit zu disputieren.

Bei unserer Unterredung über Phantasie und Traum muß ihn aber der Vorwurf, dass er der Phantasie zu sehr freien Lauf lasse, verletzt haben und ihm daher im Gedächtnis geblieben sein. Er kam am 10. November 1938, also dreizehnjährig, mit einem großen Stück von einer Schaufensterscheibe nach Hause, legte es auf den Tisch und sagte: „So, das habe ich mitgebracht, damit ihr nicht wieder sagt, ich wäre hysterisch und bildete mir alles nur ein. Es ist aus dem Geschäft, wo die Mutter Handschuhe kauft. Weil das Juden sind, haben sie heute Nacht alles bei ihnen kaputt geschlagen. In der ganzen Stadt ist es so. Hier könnt ihr sehen, dass ich so etwas nicht nur geträumt habe.“

So lag die berüchtigte „Kristallnacht“ bei uns auf dem Tische. Die Hitlersche Blutherrschaft nahm damals immer scheußlichere Formen an. Im November 1938 wurde in Paris von einem Juden ein Attentat auf den deutschen Botschaftsattaché Ernst von Rath, den Neffen des Aufsichtsratsvorsitzenden des IG-Farben-Trusts, der Hitler sehr nahe stand, verübt. Darauf sorgten Göring und Goebbels dafür, dass in Deutschland der „Volkszorn“ gegen die Juden erwachte. In der Nacht nach dem 9. November brachen zu gleicher Stunde mit bürokratischer Pünktlichkeit in allen deutschen Städten wilde Judenprogrome los, wie man sie seit dem Mittelalter nicht mehr erlebt hatte. Man drang am frühen Morgen in die Wohnungen der Juden ein. Der nazistische Führer im Braunhemd warf mit einem Fußtritt den Frühstückstisch um und hetzte die Familie von Zimmer zu Zimmer, zertrümmerte alles Geschirr, schlug die Scheiben ein und stahl nebenher allerhand, was zu vernichten ihm zu schade schien. Die jüdischen Geschäfte wurden ausgeplündert. Das Konfektionshaus Bamberger & Hertz, in dem auch ich manchen Mantel oder Anzug gekauft hatte, an der Ecke der Grimmaischen Straße und des Augustusplatzes wurde gründlich ausgeräumt, da sich auch die Fahrer der auf dem Platz haltenden Autodroschken beteiligten. Dann wurde das Haus **vorsichtig** in Brand gesteckt. Das Konfektionsgeschäft umfasste nämlich nur zwei Stockwerke des großen Gebäudes. Darüber und darunter wohnten Nichtjuden, also

nach der nazistischen sehr verkehrten Terminologie „Arier“, denen kein Haar gekrümmt werden durfte. Die fachmännische Hilfe der **Feuerwehr** sorgte dafür, dass die beiden jüdischen Stockwerke ausbrannten, ohne dass die arischen Schaden nahmen. Der Volkszorn war eben amtlich reglementiert, was z.B. bei der Bartholomäusnacht im Jahre 1572 in Paris nicht der Fall war. Der gelähmte jüdische Besitzer des Konfektionsgeschäftes wurde aus dem Bett gezerrt, auf die Straße geschleift und dort durch die Pfützen gezogen, bis ihn die Braunhemden liegen ließen und sich andern Opfern zuwandten. Im Leipziger Norden trieb man die Juden in das von hohen Ufermauern umgebene Flutbett der Parthe, das zu beiden Seiten der Flutrinne trockenlag. Oben stellten sich die SA-Männer auf und fanden es witzig, auf die Köpfe der unten zusammengedrängten wehrlosen Juden ihr Wasser abzuschlagen. Alle Synagogen wurden abgebrannt und dem Erdboden gleichgemacht, die jüdischen Friedhöfe völlig zerstört. Die besitzenden Juden flohen nun endlich ins Ausland; die zurückgebliebenen wurden in den nächsten Jahren in Konzentrationslager gesperrt, dort gefoltert und schließlich vergast. Leipzig hatte 1933 unter 720 000 Einwohnern zwölf-tausend Juden, von denen 1945 nur noch 165 am Leben waren, und das waren größtenteils Mischlinge. Zehn Jahre später lag die Zahl noch immer unter 200. Da ein sehr großer Teil unsrer Intelligenz jüdisch war, hat dieser ungeheure Aderlaß eine Schwächung des geistigen Lebens bewirkt. Die Brechung des Bildungsprivilegs der Besitzenden hat das vielleicht wieder ausgeglichen, aber eine solche Schulreform wirkt sich erst allmählich aus. Vorläufig fehlen in der Presse und auf der Bühne, im Konzertsaal und in der Politik, im Groß- und Kleinhandel überall die intelligenten Juden.

Als wir 1939 aus Warmensteinach, wo wir unsere Ferien verlebt hatten, zurückkamen, empfing ich sofort einen Haufen Flugblätter, auf denen der Bevölkerung die Einführung der Lebensmittelkarten angekündigt wurde. Am Spätabend trug ich sie aus und musste am nächsten Morgen auf der Kartenstelle gegenüber dem Neuen Rathaus meinen Dienst als Verteiler antreten. Den September und Oktober saß ich dort den ganzen Tag und schlug mich mit den Leuten herum, die sämtlich unzufrieden waren und mehr verlangten, als ihnen zustand. Besonders unangenehm wurde die Sache dadurch, dass man mir an meinen Tisch einen Blutordensträger namens **Schik**, der aus Saarbrücken gekommen war, setzte. Er war ein Provokateur und ließ nichts unversucht, um aus mir eine Äußerung herauszulocken, die auf Grund des Heimtückegesetzes, das die Nazis erlassen hatten, zu meiner Verhaftung geführt hätte. Er berichtete, dass er den Blutorden bekommen hätte, weil er von Kommunisten nachts in Saarbrücken überfallen worden wäre. Man habe ihn am Morgen besinnungslos mit einem schweren Schädelbruch aufgefunden und in eine Anstalt gebracht, in der man vom ersten Augenblick an beobachtet werde, ohne es zu wissen. Das geschehe, weil alle Kopfverletzten behaupteten, an geistigen Störungen zu leiden. Aber dazu gehörten auch bestimmte Augenreaktionen auf Lichtreize, ferner Sprachstörungen. Erst nach wochenlanger Prüfung habe er eine Rente bekommen, die aber nicht sehr hoch sei. Sie betrage nicht einmal das, was er vorher verdient hätte. Ob das nicht ungerecht sei? Ich sagte, der Staat müsse vorsichtig sein. Ich hätte als Stadtrat im Ortsamt für Kriegerfürsorge viele kennengelernt, die zuviel verlangten. Schik sagte, dass er Kämpfer für den Staat gewesen sei, also bevorzugt werden müsse. Der Blutorden allein genüge da nicht. Ob ich das nicht auch fände? Ich sagte, die Logik wäre auf seiner Seite. Das war natürlich nicht das, was er hören wollte. Er wollte eine Äußerung wie „unerhörte Gemeinheit“ oder dergleichen. Dann hätte er sofort Anzeige erstattet. Später hörte ich von einem Drucker aus Saarbrücken, der bei Fischer & Kirsten die Hendelschen Neuausgaben setzte: „In Saarbrücken glaubt kein Mensch die Mordsgeschichten, die Schik von seinen Kämpfen mit den Kommunisten erzählt. Schik säuft und ist nachts auf der Straße hingetorkelt.“

Dabei hat er sich den Schädelbruch geholt und dann dafür den Blutorden und die Rente herausgeschunden. Man muß sich mit ihm sehr in Acht nehmen.“ Ganz leicht wurde das mir nicht, obwohl ich nun schon beinahe ein halbes Jahrhundert immer und überall geredet und disputiert hatte. Aber meine Hauptstärke war dabei immer eine naive Offenheit gewesen, und jetzt kam es auf das Ausweichen und die Winkelzüge an. Im Oktober eroberte die Rote Armee, mit der Hitler damals verbündet war, die bisher von den Polen besetzten Gebiete Westbjelorußlands und die westliche Ukraine. Finnland baute gegen die Sowjets auf der Karelischen Landenge die nach seinem Armeeführer benannte Mannerheimlinie aus. Von dieser war Leningrad nur 32 km entfernt, konnte also von ihr aus beschossen werden. Es war klar, dass es nunmehr zu einem Kampf zwischen der Roten Armee und Finnland kommen musste. Schik harangierte mich in höchster Erregung: „Das geht doch überhaupt nicht! Hitler kann doch den Bolschewiken nicht ein freies Volk, die Finnen, preisgeben! Er ist doch unser Führer geworden, weil er den Kommunismus bekämpft. Sind Sie nicht der Meinung, dass er den Finnen helfen muß? Man wird doch ganz irre an Hitler, wenn er jetzt nicht gegen die Roten kämpft!“ - „Sie äußern da sonderbare Meinungen“, sagte ich. „Als nationalistischer Kämpfer dürfen Sie Ihren Führer gar nicht in dieser Weise kritisieren. Sie stellen die Verhältnisse auf den Kopf, wenn Sie nicht abwarten, was er tut, sondern ihn kommandieren wollen.“ - „Was?“, schrie Schik. „Sie sind Sozialdemokrat gewesen und verteidigen, dass man ein Volk unterdrückt? Hitler ist nicht mehr **der Mann des Volkes**, wenn er die Finnen im Stiche läßt. Das ist meine Meinung. Sind Sie anderer Ansicht?“ - „Ich bin der Ansicht“, sagte ich, „dass wir zunächst einmal abwarten, was er tut, und uns dann unsere Meinung bilden. Seine Pläne kennen wir beide nicht.“ - „Nein,“ brüllte Schik weiter, „was Sie da sagen, ist eine Missachtung des Volkes. Ich glaube Ihnen nicht, dass Sie das wirklich denken. Sie sind wahrscheinlich genau so entrüstet über Hitler wie ich. Aber Sie wagen nicht, es zu sagen!“ - „Sie vergessen, dass ich dreißig Jahre älter bin als Sie“, erwiderte ich. „in meinem Alter ist man vorsichtiger und urteilt nicht so drauflos wie Sie.“ Dieses Gespräch fing Schik jeden Morgen in der Dienstbesprechung vor der Kartenausgabe mit mir wieder von vorn an, bekam aber nie das zu hören, was er brauchte, nämlich ein abfälliges Urteil über Hitler. Die Sache war so anstrengend, dass ich eines Abends zu meiner Frau sagte: „Der Dienst auf der Kartenstelle bringt mich um. Sie haben einen Spitzel neben mich gesetzt, der fortwährend über Hitler schimpft und mich fragt, ob ich nicht seiner Meinung bin. Ich habe also beständig Hitler gegen ihn zu verteidigen. Wenn das noch lange so weiter geht, werde ich verrückt und weiß selbst nicht mehr, was ich denke. Eigentlich ist das nichts als ein Dauerverhör!“

Schik erzählte mir auch viel von seinen Heldentaten und erwartete, dass ich einmal sagen würde, es seien abscheuliche Gemeinheiten. Dann hatte er mich! So sagte er eines Tages: „Das Gefährlichste, was wir gemacht haben, waren die Verschleppungskommandos vor der Saarabstimmung!“ - „Verschleppungskommandos?“ fragte ich. „Davon habe ich nie etwas gelesen.“ - „Ja, in die Zeitung haben wir das nicht gesetzt“, sagte Schik grinsend. „Wir wussten doch genau, wer gegen uns stimmen würde. Deshalb sorgten wir dafür, dass die Leute verschwanden. Das war leicht, wenn wir sie in der Dunkelheit auf der Straße trafen. Aber manche waren vorsichtig und blieben zu Hause, wenn es dunkel wurde. Da musste man sich unter irgendeinem Vorwand Eingang ins Haus verschaffen. Dann fielen wir plötzlich über den Mann her, knebelten ihn sofort, dass er beinahe erstickte, warfen ihn ins Auto und fuhren in rasender Fahrt bis nach Berlin. Ein paar Leute, die ich am Kanthaken genommen habe, sitzen dort noch heute im Gefängnis. Die Saarabstimmung ist dann ja auch glänzend ausgefallen. Wir sind stolz darauf, es hat Mut dazu gehört. **Hätten Sie da mitgemacht?**“ „Na“, sagte ich, „Sie waren wahrscheinlich alle verwegene junge

Leute. Zweiundsechzigjährige wie mich hätten Sie da wohl kaum verwendet.“ - „Ja, so alt war keiner von uns.“, erwiderte er, „aber ganz jung waren auch nicht alle. Es handelte sich hier um Mut. Hätten Sie in Ihrer Jugend mitgemacht?“ - „Damals wurden wir nicht auf solche Proben gestellt“, antwortete ich. „Wir waren erst Studenten, dann Schulmeister, das Abenteuerliche spielte in unserm Leben keine Rolle. Daher kann ich mich nur schwer in die Situation versetzen.“ Die Antwort, die Schick haben wollte, war natürlich: „Sie haben die Saarabstimmung gefälscht!“ Aber da ich das genau wusste, sagte ich gerade das nicht.

Ende Oktober wurde ich erlöst. Die Stadt war gesetzlich verpflichtet, allen ehemaligen Beamten, die im Kriege auf den Kartenstellen beschäftigt wurden, wieder ihren Endgehalt zu bezahlen. Daher wurden diese Leute, zu denen ich gehörte, bald wieder entfernt und durch billige Arbeitslose ersetzt. Ich hatte erwartet, für die Schreiberarbeit, die ich mit Abstempeln und Ausgabe der Karten verrichtete, etwa 200 Mark monatlich zu bekommen. Statt dessen drückte man mir für die zwei Monate, die allerdings zu den unangenehmsten meines Lebens gehörten, dreizehnhundert Mark in die Hand, was ein festliches Gelage zur Folge hatte. Hendel, dem ich schrieb, dass ich wieder frei wäre, ließ mich sofort nach Naunhof kommen und jammerte: „Wir haben jetzt erst gemerkt, was wir an Ihnen haben. Die dicke Dame, die das Register zu Zimmermanns „Bauernkrieg“ machen sollte, war ganz unfähig. Sie schrieb einfach jedes Wort ins Register. Es fehlte nur noch, dass sie auch ‚er‘ und ‚der‘ hineinsetzte. Als ich ihr klarmachte, wie dumm sie ist, fing sie erst an zu heulen, und dann lag sie ohnmächtig im Sessel und meine Frau hatte alle Mühe, sie wieder lebendig zu machen. Hier liegt ihr dickes Registermanuskript. Ich glaube, es sind hundert Druckseiten. Sie müssen sie auf zehn zusammenstreichen. In Ihren Prospekten haben Sie doch geschrieben, dass ein besonderer Vorzug unserer historischen Werke die sorgfältigen Register sind. Jetzt haben wir glücklich Adam Müllers Theorie des Geldes **ohne Register** herausgebracht. Im Nachwort zum Grimmelshausen sind ein paar schauderhafte Druckfehler stehengeblieben. Ihr Ersatzmann hat sie einfach übersehen, aber unsere Kunden haben sie sofort moniert. Wir waren doch so stolz darauf, dass wir jetzt nur noch ein ganz kleines Sternchen an unverständlichen Textstellen setzten. Das war einfach das Zeichen, dass im Anhang die Stelle erklärt wurde. Im ‚Gulliver‘ hat Ihr Ersatzmann an alles, was er nicht verstand, ein Sternchen gesetzt. An sehr vielen Stellen ist ihm dann beim Anhang, den er erst hinterher gemacht hat, nichts eingefallen, und dann verweist das Sternchen auf einen Kommentar, der nicht da ist. Nun schickt mir ein alter gelehrter Kunde plötzlich ein **Verzeichnis der nicht erklärten Sternchen**. Es sind dreiundzwanzig. Eigentlich sind Sie an dem ganzen Elend schuld.“ „Nanu“, sagte ich, „wieso denn?“ - „Sie haben unsere Kunden verwöhnt. Ehe Sie kamen, ist es ohne alles das gegangen, und jetzt haben Sie die Kunden so verzogen, dass sie uns auf die Finger sehen. Sie müssen mir aber jetzt eine glänzende Beurteilung des Mannes schreiben, der alles verkehrt gemacht hat. Sie können das, Sie loben ja dabei nur sich selbst; denn vieles was Sie gemacht haben, ist unter seinem Namen herausgegangen. Da ich gar nicht mit ihm zufrieden bin, will er sich bei einer großen Verlagsfirma melden. Er hat auf Grund unserer Ausgaben die besten Aussichten, aber es gehört noch ein Zeugnis von mir dazu, und das müssen Sie aufsetzen. Ich gönne dem armen alten Kerl das große Gehalt. Lange wird er es wahrscheinlich nicht bekommen; denn er wird auch dort alles verbummeln.“ - „Ich lerne Sie von einer ganz neuen Seite kennen, Herr Hendel“, erwiderte ich erstaunt. „Ihre Maxime lautet doch, dass Sie nie etwas für andere tun, aber auch nicht erwarten, dass einer etwas für Sie tut!“ - „Ich verfare auch hier so“, antwortete er, indem er ein Auge zukniff. „Dem alten Bummler helfe ich allerdings, aber das geht nebenher. Ich will

der Konkurrenz einen Klotz ans Bein binden. Er wird dort Unheil anrichten, und das kommt uns zugute.“

So ging meine Arbeit im Hendelverlag wieder weiter. Wir hatten mehr als fünfzigtausend treue Kunden, und die Zahl sank während des Krieges nur unerheblich. Mit dem Papier, das immer holzhaltiger wurde, und mit den Einbanddecken, aus denen Holzsplitter herauskamen, wenn man darüber strich, waren wir gar nicht zufrieden. Die Kunden beschwerten sich nie. Vielleicht hielten sie es für unpatriotisch, darüber zu reden. Es stand doch jeden Tag in der Zeitung, dass alles in Hülle und Fülle da wäre! Bücher waren sehr begehrt. Alles, was wir herausbrachten, wurde flott verkauft. Hendel schwur dermaßen auf die Wirksamkeit meiner Prospekte, dass er mir eines Tages mit einem ganz sonderbaren Vorschlag kam. Ich sollte eine Geschichte der deutschen Literatur schreiben, die zugleich ein Prospekt wäre. Die Kunden sollten das Buch umsonst bekommen und durch eine **schriftliche Abstimmung** feststellen, welche Bücher zunächst neu gedruckt werden müssten, um den Grundstock jeder Bibliothek in Form von etwa hundert Bänden zu bilden. So sollte eine Klassikerbibliothek entstehen, wie es schon viele gab. Der Unterschied war aber der, dass nicht die Literarhistoriker und Ästhetiker, noch viel weniger die Schulbehörden zu bestimmen hatten, was klassisch war. Vielmehr sollten das die Bücherfreunde selbst tun. Im Grunde war das in erweiterter Form dieselbe Idee, die einst den Antiquar Hendel veranlasst hatte, begehrte Bücher einfach neu zu drucken. Nur sollte der Begriff des begehrten Buches nicht mehr auf Grund mehr oder weniger zufälliger Erfahrungen im Laden festgestellt werden, sondern systematisch durch eine Art von Volksabstimmung, wie das dem Gange der gleichzeitigen politischen Ereignisse entsprach. Im übrigen war der Plan abenteuerlich und etwas größenwahnsinnig, aber das war ja auch höchst zeitgemäß.

Hendel setzte mir auseinander, dass bei einem solchen Unternehmen ein prunkvoller Name die Hauptsache sei. Es gebe bereits Pantheon-, Helios- und Propyläen-Klassiker. Diese Bezeichnungen genossen den Musterschutz. Er brauche ein Wort aus dem Griechischen, das ebenso klangvoll sei und eine ähnliche Bedeutung habe, aber noch nicht von anderen Verlegern verwendet worden sei. Das war eine komplizierte Aufgabe, entsprach also meinen Neigungen. Mir war von unserer 1940 erschienen Herodot-Ausgabe her im Gedächtnis geblieben, dass der Verräter Ephialtes die Perser in den Rücken der den Thermopylenpaß verteidigenden dreihundert Spartaner auf dem „Höhenweg“, griechisch **Anopaia**, geführt habe. Also schlug ich Hendel den Namen Anopaia dafür vor. Er ging mit Feuereifer darauf ein, den Wegweiser durch die Höhen der klassischen deutschen Literatur so zu nennen. Einer unserer gelehrten Kunden schrieb uns allerdings gleich nach dem Erscheinen der „Anopaia Deutsche Literatur in schönen Ausgaben. 1941“, das Wort werde im Griechischen nicht in dieser übertragenen Bedeutung gebraucht; es „gehe also gerade noch an“, es im Deutschen zu tun. Seinem Geschmack entspreche das nicht. Vermutlich wollte er uns mit diesem halben Tadel nur beweisen, dass er die Herodot-Stelle genau kannte.

Die Bezeichnung als Literaturgeschichte rechtfertigte ich folgendermaßen: „Wir haben das Lesen der gedruckten Literaturgeschichten nicht versäumt. Wichtiger aber war uns die Erkenntnis, dass sich mit der Zeit im Kopfe jedes Sammlers eine eigene Literaturgeschichte bildet, nach der er sich richtet. Diese persönlichen Erfahrungen und Meinungen der Sammler für uns und für andere zu nutzen, war immer unser Bestreben. In diesem Sinne reden wir hier von unserer Literaturgeschichte. Es ist die eines Büchersammlers, der auf viele andere gehört hat und noch hören will.“ Den Hauptunterschied fand ich in der Stellung zur erzählenden Literatur. **Romane** werden von den Sammlern nach allen unsern Erfahrungen am liebsten gekauft und gelesen, während sich die Literaturhistoriker

vorzugsweise mit Gedichten und Tragödien beschäftigen: „Die Erzähler“, sagte ich, „sind der Schrecken der Gelehrten, werden mit wachsender Ungeduld gelesen und aus der Hand gelegt, sobald einige Unvollkommenheiten entdeckt sind, an die sich Bemerkungen knüpfen lassen, die sachkundig aussehen. Die Bücherfreunde stehen auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Sie bevorzugen gerade die Erzähler, weil sie sich gern auf längere Zeit fesseln lassen. Wenn wir nicht ganz irren, ist die oft gemachte Beobachtung, dass Romane rasch veralten und dem Gesichtskreise entschwenden, darauf zurückzuführen, dass viel seltener an ihre Vorzüge erinnert wird als an die der Gedichte und Tragödien.“

Ferner wandte ich mich gegen die übliche Periodisierung nach Geistesströmungen ohne Berücksichtigung der bildenden Kunst und der Trachtenkunde. „Sind“, fragte ich, „solche Stilunterschiede, wie sie zwischen dem wuchtigen und schwülstigen Barock auf der einen Seite und dem zierlichen und feinen Rokoko auf der andern vorliegen, für den Bücherfreund nicht wesentlicher als die zwischen Rationalismus und Pietismus?“ Demgemäß wählte ich meine Kapitelüberschriften: Gotik, Reformationszeit, Barock, Pietismus, Rokoko, Aufklärung, volkstümliche Dichtung, Sturm und Drang, Goethe, Schiller, Romantik, Biedermeier, Ostmark, Hebbel, erwachendes Bürgertum, plattdeutsche Klassiker, die großen Schweizer, Berlin. Als der größte Dichter des Rokoko wurde Wieland charakterisiert, ihm aber Thümmel an die Seite gestellt, von dem die meisten Literaturhistoriker nur wissen, dass er „die lüsterne Strumpfbandszene“ geschildert hat. Ins Biedermeier wurden Jean Paul, Mörike, Stifter und Raabe eingeordnet, vor allem aber ein Dichter, den ich bisher in keiner literaturhistorischen Abhandlung erwähnt hatte und jetzt „den meistzitierten Dichter Deutschlands“ nannte: Wilhelm Busch. Seinen Tobias Knopp erklärte ich für „die Krone aller Biedermeierpoesie.“ Als „der ausgesprochene Berliner Dichter“ wurde schließlich Theodor Fontane gefeiert.

Die „Anopaia“ erfüllte ihren Zweck, eine Riesendebatte unter unseren Kunden zu entfesseln, sehr gut. Wenn ich sie heute lese, komme ich aber zu dem Urteil, dass sie zwar beachtenswerte Ansätze und interessante Notizen enthält, aber doch kein geschlossenes und gut durchgearbeitetes Werk ist. Daß wir unter der Naziherrschaft **Heinrich Heine** überhaupt ignorieren mussten, bedeutete eine gähnende Lücke. Man kann unter einer erbarmungslosen und reichlich stumpfsinnigen Zensur nichts wirklich Gutes liefern. Wenn man Heine und Börne einfügte, würde das Kapitel: „Erwachendes Bürgertum“ ganz von selbst zu einem deutlich gekennzeichneten, nämlich „Bürgerliche Revolutionäre“. Das wurde aber erst 1945 wieder möglich. Auch diese Arbeit trägt also die Spuren verfrühter Veröffentlichung. Hendel war aber so zufrieden mit dem Erfolg, dass er mich beauftragte, Briefe literaturgeschichtlichen Inhalts auszuarbeiten, die er an seine Tochter **Ursula** schickte, die er in einem Internat in Immenstadt im Allgäu untergebracht hatte. Sie war hübsch und durchaus nicht unbegabt, kam aber auf der Schule nicht recht vorwärts, weil sie ihre Arbeiten nie mit dem nötigen Eifer erledigte. Wenn ihr Vater eine Strafpredigt hielt, sagte sie weinend; „Ja, wir lernen nichts Ordentliches, weil es uns zu gut geht.“ Hendel hielt sich für einen kompetenten Beurteiler in pädagogischen Fragen, von denen er tatsächlich gar nichts verstand. Er hatte seinen Sohn Wolfgang bereits willkürlich von einem Lehrgang in den anderen geschleppt, fand aber jedesmal, dass die Lehrer nicht imstande waren, ihm brauchbare Kenntnisse beizubringen. Ganz besonders schlecht fand Hendel die Buchhändlerschule, die nur nazistische Schriftsteller ausführlich behandelte. Vermutlich tat sie es einfach auf Kommando, aber nach der Meinung Hendels, der doch selbst der Sohn eines Lehrers war, lag die Schuld stets bei den Lehrern. Seinen Erziehungsexperimenten war Wolfgang entzogen, da er bereits im Heere kämpfte und sich die Malaria in Griechenland geholt hatte. Also kam jetzt Ursula an die Reihe. Das Übliche

lernte sie in Immenstadt, aber zur Buchhändlerin wollte der Vater sie selbst erziehen. Zu diesem Zweck ließ er mich monatlich einmal nach Naunhof kommen, erzählte mir irgendeine alte oder neue Geschichte aus seinem Leben und stellte mir die Aufgabe, das zu einem Dichterwerk in Beziehung zu bringen. Ganz einfach war das natürlich nicht, ich musste manches an den Haaren herbeiziehen. Meine Arbeit korrigierte er dann durch, strich vieles, machte auch Zusätze und ließ den Brief tippen. Auf diese Art entstand allmählich ein Werk: „**Briefe eines Verlegers an seine Tochter**.“ Hendel ließ die getippten Briefe binden und versicherte mir, dass sie von seiner Tochter „hoch in Ehren gehalten würden.“ Ob Ursula Hendel diese Unterrichtsbriefe aber wirklich studiert hat, weiß ich nicht. Als ihr Bruder gefallen und ihr Vater gestorben war, hat sie erst einen Leibnizschüler geheiratet, der bei mir gerade sein Abitur gemacht hatte. Dieser erwies sich als ein notorischer Faulpelz, der sich um den Verlag überhaupt nicht kümmerte. Daher ließ sich Ursula wieder von ihm scheiden und heiratete in zweiter Ehe einen Schriftsteller, der sich auf die Hochschule schicken ließ, um dort zum Verlagsbuchhändler ausgebildet zu werden.

Hendel warf einmal eine schwere Silbermünze, die so groß war wie eine Untertasse, auf den Tisch und sagte: „So etwas haben Sie noch nie gesehen. Das ist ein 20-Dollarstück aus Silber. Von solchem Zeug habe ich einen ganzen Berg. Wenn das Geld auf der Bank einmal nichts mehr wert ist, und das kann kommen, dann sollen sich meine Kinder damit helfen. Man muß **Sachwerte** haben. Für meine Kinder sind meine Häuser da, vor allem aber Bücher, ungeheuer viele Bücher!“ - „Sie meinen Ihre Sammlung?“ fragte ich. „Auch“, erwiderte Hendel, „aber das ist nicht die Hauptsache. Wir drucken doch immer eine Masse mehr, als die Subskribenten bestellt haben. Das lagere ich ein, einiges schon gebunden, das meiste aber in losen Bogen.“ - „Wo?“ fragte ich. „Na ja, einen Teil hatte ich hier im Gartenhause, da wurden aber die Bogen zu feucht, einen zweiten in Meersburg, aber das meiste liegt bei **Sperling**, wo meine Bücher gebunden werden. Da der Firma daran liegt, laufend Aufträge von mir zu bekommen, berechnet sie mir dafür fast gar keine Lagerkosten. Das ist auch so ein Nebengeschäft, das ich mache. So dumm wie die andern Verleger, die mit riesigen Kosten Lagerhäuser bauen, bin ich nicht.“ - „Aber das ist doch äußerst riskant“, sagte ich entsetzt. „Wenn Sperling das aus reiner Gefälligkeit tut, leistet er doch keinen Ersatz, wenn sein Betrieb einmal abbrennt. Haben Sie die Sachen wenigstens hoch versichert?“ - „Nein“, lehnte Hendel ab. „Ich bin gar kein Freund von **Versicherungen**. Die mästen sich nur auf unsere Kosten, lassen sich hohe Beiträge zahlen und sind so knatzig wie möglich, wenn sie selbst wieder etwas herausrücken sollen.“ Mein Vortrag darüber, dass die Hagelversicherung eine wahre Erlösung für die Bauern gewesen sei, ließ Hendel vollkommen kalt. Ich brachte die Sache wiederholt zur Sprache, aber er war in seinem naiven Glauben, dass die Versicherungsanstalten Schwindelinstitute seien, durch nichts zu erschüttern. Er blieb sogar dabei, als beim ersten großen Luftbombardement Leipzigs seine bei Sperling lagernden Bestände restlos vernichtet wurden. „Bilden Sie sich etwa ein, dass jetzt ein Mensch zahlt?“ fragte er mich. „Da wären alle Versicherungen sofort bankrott! Wenn der Staat einspringt, ist er es auch. Also werden sie es lassen. Alle, die versichert haben, ärgern sich jetzt noch mehr als ich. Das Geld, das die weggeworfen haben, habe ich wenigstens gespart.“

Hendel beachtete bei dieser Gelegenheit auch nicht, dass sein Glaube, seine Kinder durch Vorräte aller Art gegen die Verarmung geschützt zu haben, immer mehr durch die Ereignisse widerlegt wurde. Gerade die tatkräftigen und unternehmungslustigen Geschäftsleute, zu denen er zweifellos gehörte, reden immer vom Daseinskampf, wollen ihn aber ihren Kindern ersparen. Wenn sie diese durch Anhäufung von Werten sicherstellen wollen, verzärteln sie dieselben und nehmen ihnen den Kampfgeist und die Rücksichtslo-

sigkeit, durch die sie in die Höhe gekommen sind. Sie erziehen Herrensöhnchen. Hendel schnauzte seinen Sohn Wolfgang jedesmal an, wenn dieser sich ein Buch selbst holte, statt es sich von einer Angestellten bringen zu lassen. Der junge Mensch, der viel weicher war als sein Vater und seine Mutter, erzählte mir das etwas bekümmert und bedauerte, dass er nicht so vierschrötig war wie sein Vater. „Es wird mir schwer“, sagte er, „aber der Vater sagt, dass es zum Geschäft gehört, und da muß ich es wohl lernen.“ Natürlich habe ich ihm dann einiges von Abbe und der Zeißstiftung erzählt, aber er versuchte immer wieder, sich nach seinem Vater zu richten, dessen Erfolg er bewunderte. Nur klang es gar nicht echt, wenn Wolfgang Hendel versuchte, rücksichtslos zu kommandieren.

Von meinen Söhnen hatte Fritz längst den Soldatenrock anziehen müssen und war, da er Medizin studiert hatte, Unterarzt geworden. Er war in Essen stationiert, hatte in Mülheim eine Tochter aus wohlhabendem Hause, Hannelore Leenen, kennengelernt und sich mit ihr verheiratet, war aber bald darauf nach Rumänien versetzt worden. Mein zweiter Sohn, Tord, den ich noch immer mit dem Kosenamen seiner Kindheit Todi nenne, kam 1943 zum Arbeitsdienst, aber schon nach einigen Monaten zum Militär und wurde in Dresden ausgebildet. Dort überanstrengte ein törichter Unteroffizier den Achtzehnjährigen derartig, dass dieser die Gelbsucht bekam und einige Wochen ins Revier kam. Mit der Hitlerherrlichkeit ging es damals bereits zu Ende. Italien hatte Mussolini gestürzt und im Oktober 1943 den Deutschen den Krieg erklärt. Am 1. Dezember 1943 einigten sich in Teheran in Persien Stalin, Churchill und Roosevelt über einen gleichzeitigen Angriff von Osten, Westen und Süden her auf die deutschen Streitkräfte. Alle Nationen wurden feierlich eingeladen, sich an der Ausrottung von Tyrannei, Unterdrückung und Intoleranz zu beteiligen. Also Ausrottung, d.h. Rückkehr zur erbarmungslosen Kriegsführung der Steinzeit, aber im Namen der Menschlichkeit und mit den raffiniertesten Mitteln der Technik! Einen Dialektiker muß eine solche Häufung der Widersprüche entzücken, aber es ist sehr unangenehm, an ihrer Austragung nur passiv beteiligt zu sein. Die Haupttätigkeit der **Amerikaner** waren die Bombenangriffe auf deutsche Städte. Der erste große Bombenangriff auf Berlin war allerdings durch britische Flugzeuge am 23. August 1943 erfolgt. Berlin ist 880 Quadratkilometer groß. Das antike Babylon, das vom gesamten Altertum als eine unendliche Stadt betrachtet worden ist, hatte nur ein Drittel des Berliner Umfangs, nicht Inhalts, nämlich achtzehn Kilometer. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hatte Berlin 4.330.000 Einwohner, am Ende desselben aber nur noch 2.850.000, von denen außerdem 800.000 gar nicht mitgezählt werden durften; denn sie waren aus dem Auslande verschleppte Zwangsarbeiter. Berlin ist durch die Luftangriffe und den sinnlosen Endkampf von Haus zu Haus mindestens zur Hälfte zerstört worden. Noch schlimmer ging es Hamburg und Dresden.

In Leipzig lief unter den Kindern ein Spruch um:

Ihr in Leipzig mögt euch ruhig betten!

Wir fliegen nach Berlin zu dem Fetten.

Damit war Göring gemeint. Vermutlich ist der Vers von irgendeiner Mutter zur Beruhigung ihrer Kinder im Luftschutzkeller ersonnen worden. Man griff ja damals zu den sinnlosesten Beruhigungsmitteln, weil es keine wirklichen Trostgründe gab. In vielen Luftschutzkellern wurde sogar niedergekniet und gebetet, wie das die Menschen meistens tun, wenn sie den Verstand verlieren. Erfolgte ein Luftangriff bei Tage, dann hörte man die Leute, die sich unter irgendeinem Baume im Rosentale zu verbergen suchten, ebenfalls Gebete stammeln oder schreien.

Am 4. Dezember 1943 erfolgte um ein halb vier Uhr nachts ein riesiger amerikanischer

Bombenangriff auf **Leipzig**. Tausende von Menschen fanden den Tod, unter ihnen auch der wackere **Bruno Stephan**, mit dem ich einst den republikanischen Führerbund und dann das Reichsbanner aufgebaut hatte. Er war wenigstens gleich tot, während sich der im Monistenbund tätige Lehrer Knorr noch vierzehn Tage mit mehreren Schädel- und Knochenbrüchen im Krankenhaus zu quälen hatte, ehe er starb. Da ich der Meinung war, dass von den 22 000 Häusern Leipzigs doch nicht gerade das unsrige Bayrische Straße 99, jetzt Arthur-Hoffmann-Straße, getroffen zu werden brauche, band ich gerade meinen Schlips um und wollte meine Personalpapiere einpacken, als mich Dina beim Halse nahm und mich förmlich die Treppe hinabwarf. Alle Fenster zerbrachen klirrend, während wir auf dem Wege zum Keller waren. Das Haus wurde von einer Sprengbombe schräg aufgerissen, und in den Riß fielen gewissermaßen vorschriftsmäßig zwei Phosphorbomben. Diese setzten zwei Stockwerke gleichzeitig in Brand, so dass an Löschen nicht zu denken war. Ein junger kaufmännischer Angestellter Kacholz, der bei seinem Schwiegervater Gutzschebauch im dritten Stock neben uns wohnte, machte den Versuch, die Treppe hinaufzusteigen, fand alles verqualmt und kam wieder. Er stöhnte: „Unsere Wohnung brennt aus, und wir sind Bettler.“ Zwei auf Urlaub nach Hause gekommene Soldaten schienen ihre Nerven bereits im Felde verloren zu haben; denn sie standen verzweifelt da, und die Tränen liefen ihnen über die Backen. Da die Fenster keine Scheiben mehr hatten, flogen die Funken massenweise herein, und die Frauen feuchteten ihre Kleider mit Wasser an, weil sie zu verbrennen fürchteten. Ich ging, um mich draußen umzusehen, über den Hof, auf dem eine dritte Phosphorbombe mit grüner Flamme brannte. Eine junge Seminaristin, die besonderes Vertrauen zu mir hatte, lief wie ein treues Hundchen hinter mir her. Wir stellten fest, dass alle Nachbarhäuser brannten und man verhältnismäßig am sichersten auf dem freien Platz an der Ecke der Kronprinzstraße, heute Kurt-Eisnerstraße, und der Bayrischen Straße war. Dort setzten wir unsere Koffer ab, und ich bat das „Mädchen“, den meinen zu bewachen, bis ich wieder käme. Gestohlen wurde nämlich bei diesen Katastrophen auch noch. Als ich in den Keller zurückkehrte, sah ich, dass die in engem Raume zusammengedrückten zwanzig Menschen fassungslos durch das Fensterloch auf den draußen wütenden Brand starrten. Daher schwang ich meinen Stock, kommandierte barsch: „Alles heraus! Der Keller wird sofort geräumt“, und trieb sie glücklich sämtlich heraus. Wir irrten im Flammenmeer herum und suchten die als Auffangstationen bezeichneten großen Keller, aber auch die brannten überall. Wir kehrten daher zu der Ecke zurück, an der ich vorher meinen Koffer abgestellt hatte. In der Nähe war ein großer teichartiger Wasserbehälter, flankiert von zwei Pappelalleen. Wir konnten also ins Wasser flüchten, wenn auch die Pappeln in Brand geraten wären. Dabei hatte ich noch die Ehre, zwei Pferde zu halten, die mir ein uns gegenüberwohnender Flaschenbierhändler Würzler anvertraute, weil er aus seinem brennenden Hause noch allerhand zu retten hoffte. Ich bin mit Pferden nie recht glücklich gewesen, aber es waren offenbar artige Großstadtpferde; denn sie blieben vollkommen ruhig und ließen sich durch brennende Häuser und Funkenflug nicht einschüchtern. Im brennenden Rom Neros und im untergehenden Pompeji haben sich wohl ähnliche Szenen abgespielt. Ein Kinooperator hätte die schönsten Aufnahmen machen können, aber an so etwas dachte in dem allgemeinen Schrecken niemand. Ein Entwarnungssignal wurde nicht gegeben, weil alle Sirenen zerstört waren. Am Himmel war wegen des dichten Qualms der brennenden Stadt nichts zu sehen. Man wusste nicht, ob die Flieger abgeflogen waren. Da keine Explosionen mehr zu hören waren, schlossen wir daraus, dass der Angriff vorüber war. Es kam dann ein SSMann, des alles, was am Teiche stand, in den geräumigen Keller eines vom Brande verschont gebliebenen Hauses führte. Dort hörten wir, dass die Auffangstelle in der Herderschule am Schütz-Platz in

Ordnung war, und begaben uns dorthin. Wir warfen noch einen Blick auf unser Haus, das uns eine letzte Verbeugung machte und zusammenbrach. Meine Frau rief: „Das werde ich nie vergessen, wie wir das Haus einstürzen sahen.“ Ich erwiderte: „Mich beschäftigt mehr der Gedanke, wo wir heute zu Mittag essen werden.“ Ich fragte im Keller der Herderschule auch gleich danach, worauf der dort kommandierende SAMann wütend wurde und schrie: „Sie verbreiten hier **Defätismus**! Wenn Sie nicht sofort das Maul halten, nehme ich Sie fest!“ Wir bekamen dann ein Wurstbrot und wurden zum Mittagessen in eine andere Schule geschickt, dort mit gekochtem Gänsefleisch gefüttert, weil nichts anderes da war. Meine Frau aß den ganzen Tag nichts, sondern war fassungslos, weil unsere Habe auf den Inhalt von zwei Koffern und zwei Rucksäcken zusammengeschrumpft war. Verbrannt waren auch die sechszwanzig Rundfunkröhren, die uns Todi bei seiner Einziehung besonders ans Herz gelegt hatte, denn er war damals Radiobastler.

Thomas Mann läßt in seinem verkünstelten Künstlerroman „Doktor Faustus“ (1947), durch den er nach Gerhart Hauptmanns Tod (1946) in die Rolle des deutschen Dichterpatriarchen aufrückte, den vorgeschobenen Erzähler, Dr. Serenus Zeitblom, die Hitlerzeit charakterisieren. Von der Zerstörung Leipzigs berichtet Zeitblom: „Sein berühmtes Verlagsviertel ist, wie ich hören muß, nur noch eine Schutthalde und unermessliches Lehr- und Nutzgut ein Raub der Zerstörung geworden – ein schwerster Verlust nicht nur für uns Deutsche, sondern für die bildungsbeflissene Welt überhaupt, die ihn aber verblendeter oder richtiger Weise – ich wage das nicht zu entscheiden – in Kauf nehmen zu wollen scheint.“ Das ist eine maßlos übertriebene **Objektivität** des gealterten Schnörkelmalers! Die „bildungsbeflissene Welt“ urteilte sehr verkehrt, wenn sie dieses Bombardement für eine berechtigte Kriegshandlung hielt. Seit meinem zwanzigsten Lebensjahre hatte ich monatlich zehn Prozent von dem, was ich verdiente, für Bücher ausgegeben. Meine fast vollständige Sammlung materialistischer Literatur hatte ich 1933 nicht, wie das viele aus Angst vor nazistischen Haussuchungen taten, ins Feuer geworfen, sondern sorgfältig behütet. Nun warfen mir die Amerikaner durchs Dach das Feuer hinein und verwandelten alles in weiße Asche, wie sie fußhoch, stellenweise sogar bergehoch im Verlagsviertel den Boden der Straßen bedeckte. Meine Exzerptenhefte, meine auf 10 000 Seiten angewachsenen Schulpräparationen, das Manuskript von zehn Rundfunkvorträgen über „Geschichte der Arbeiterdichtung“, der handschriftliche Nachlaß meines Vaters, Kisten voller Schülerbriefe aus dem Ersten Weltkriege, die sehr lebendig geschriebene Autobiographie meiner Mutter, alles war ins Nichts versunken. Ich musste wieder von vorn anfangen, und ich war 66 Jahre alt! Das berühmte: „Omnia mea mecum porto“ (meine ganze Habe trage ich bei mir), konnte ich etwas modernisieren: „Ich habe nur noch mein Gehirn“. Natürlich war dieses gut ausgeschliffen und reich an Erfahrungen, aber sicher auch an Kalk. Die fünfhundert Mark, die man mir auf dem Amt, wo ich meine Verluste anmeldete, in die Hand drückte, kamen meiner Frau und mir äußerst geringfügig vor. Wir mussten bereits mit einer zweiten Inflation rechnen, und dann war auch meine verkürzte Pension nichts mehr wert. Meine Frau, die sich erstaunlich lange jung gehalten hatte, fing erst nach dem Hausbrand an zu altern. Mein Instinktleben war sicher primitiver, aber auch gesünder, denn ich reagierte jedesmal, wenn ich an kommende Hungerjahre dachte, mit einer Steigerung meines Appetits und suchte ihn so ausgiebig wie möglich zu befriedigen. Wenn meine Frau neben mir saß und fast nicht aß, pflegte ich zu sagen: „Du kannst das ruhig noch eine Weile fortsetzen. Auf diese Art bekomme ich immer doppelte Portionen, und die habe ich jetzt sehr nötig.“ Meine Frau litt unter der Angst, ihren Kindern nichts zu hinterlassen. Das war mir ganz gleichgültig. Ererbtes Geld hatte ich immer als etwas Unmoralisches betrachtet. Es ist eine Anweisung auf die Arbeit anderer. Für das, was

man bekommt, muß man selbst gearbeitet haben. Die Manie der Frauen, für ihre Kinder zu sammeln, ist **verlängerte Brutpflege**. Sie entspricht dem ältesten Beruf der Frau, aber bei Männern wie Hendel empfinde ich sie als eine Entartung ins Weibliche. In der kapitalistischen Epoche ist sie sehr häufig geworden.

Da meine Frau sich einbildete, dass die Flieger in der nächsten Nacht wiederkommen und die Zerstörung Leipzigs vollenden würden, wanderten wir am Abend nach der Unglücksnacht in die Markkleeberger Mühle, einen etwas abseits liegenden Ausflugsort. Der Wirt erklärte aber, dass er überhaupt keine Zimmer zu vermieten habe. Dagegen sagte der Kellner, er wolle uns sein Bett abtreten und neben uns in einem Stuhle übernachten. Wir nahmen natürlich an, da wir gehörig durchgefroren waren. Der Kellner, der **Winkelmann** hieß, stand alle zwei Stunden auf und heizte den Ofen: „Sie müssen vor allem wieder warm werden!“ sagte er. Als ich ihm am nächsten Morgen Geld anbot, nahm er es nicht, sondern sagte: „Sie haben alles verloren. Da muß sich doch jeder schämen, der Ihnen noch etwas abnimmt.“ Der Wirt, der das staunend mit anhörte, erklärte darauf, dass er für das Malzkaffee- und Marmeladenbrot-Frühstück ebenfalls nichts nähme. Die **Hilfsbereitschaft** der Proletarier ist berühmt. Sie kennen eben die Not. Ein Packer der Kommissionsbuchhandlung Koehler & Volkmar, Taatz, war uns durch seine intransigente anarchistische Haltung in den Sitzungen des Monistenbundes bisher nicht gerade angenehm aufgefallen. Er korrigierte jede Ausführung nach Stirners „Einzigem“, den er auswendig konnte. Von einem seiner Arbeitskollegen hatte ich außerdem gehört, dass Taatz bei einem Streik nicht mitgemacht hatte, weil er jedes organisierte Vorgehen als einen Abfall vom Anarchismus betrachtete. Daher verkehrten die andern Arbeiter nicht mit ihm, und er wurde immer galliger und verbitterter. Jetzt aber erbot er sich, seine winzige Wohnung am Eutritzschen Markt, in der er mit Weib und Kind hauste, mit uns zu teilen. Eine gewisse **Solidarität** der armen Leute war also auch in ihm lebendig. Wir nahmen das nicht an, weil meine Frau ihn nicht ausstehen konnte und richtig voraussah, dass Taatz uns jeden Abend in einer wütenden Debatte klarmachen würde, dass er ein viel freierer Denker sei als wir. Kein Anarchist begreift, dass eine nur auf das Ich beschränkte Denkart die beschränkteste von allen ist. Der dritte Proletarier, der uns half, war dann Käppel, dessen uraltes Konversationslexikon ich noch heute benutze. Ein Kellner, ein Packer, ein Werkmeister in der Barthschen Spitzenfabrik! Alle drei habe ich oft zehn Jahre später erwähnt, wenn ich in den auf die Jugendweihe vorbereitenden Stunden über gegenseitige Hilfe unter den Menschen und im Tierreiche sprach.

Zunächst kamen wir bei Neus unter, die förmlich beleidigt waren, weil wir uns nicht gleich zu ihnen geflüchtet hatten. Dann zogen wir zu Heinrich Fleißner, dessen Sohn Herbert im Felde war, so dass seine Wohnung frei war. Auch das war allerdings nicht von Dauer, da Mariechen ewig in Angst war, dass wir die Möbel Herberts und seiner Frau zu sehr abnutzen könnten. Heinrich complimentierte uns also wieder hinaus. Wir beschlossen, uns im Erzgebirge eine Wohnung zu suchen und nahmen daher das Angebot meines Schwagers Dr. Fritz Großmann an, ihn in dem winzigen Grünheide zu besuchen. Das Haus gehörte einem Fabrikanten Böhme, der seine Verwandten und Bekannten dort wochen- oder monatelang wohnen ließ, so dass sie als eine Art Wache alles instandhielten und schützten. Da wir zwei Kanister Öl mitbrachten, die uns mein Sohn Fritz besorgt hatte, waren wir nicht unwillkommen. Dorthin kam auch Todi, der sich einen Urlaub zum Besuch seiner ausgebombten Eltern verschafft hatte. Er musste allerdings auf dem Treppenabsatz in einem dorthin gestellten Bett schlafen. Mein Schwager schwärmte uns auch viel von Goebbels vor, den er für einen großen Politiker und Ehrenmann hielt. Wir waren darüber besser unterrichtet, und meine Frau sagte einmal: „Schweig doch von Goebbels!“

Er ist einfach ein Schweinehund und nichts weiter“ Darauf warf mein Schwager wütend Messer und Gabel auf den Tisch und zog sich in sein Schlafzimmer zurück. Als ich ihn einige Jahre später an dieses Benehmen erinnerte, sagte er, mein Gedächtnis täusche mich. Er hätte nie viel von Goebbels gehalten. Als seine Schwester sagte, sie erinnere sich aber sehr wohl des Gesprächs, behauptete er, wir hätten ihn missverstanden. In Grünheide vertrug sich mit dem griesgrämigen Schwager nur Todi, dessen immer gleichmäßige Liebenswürdigkeit durch nichts zu erschüttern war. Wenn man erwartete, dass er gereizt auf irgendeine herausfordernde Bemerkung antworten werde, dann schien er an etwas ganz anderes zu denken, sagte versonnen: „Ja“, und wechselte den Stoff der Unterhaltung. Um dieses **Temperament**, das abwechselnd sanguinisch und phlegmatisch, aber niemals cholerisch oder melancholisch war, habe ich meinen Sohn oft beneidet. Gerade in Grünheide las ich einmal wieder Shakespearische Dramen durch, um festzustellen, welche Rolle die Temperamente bei diesem größten Charakteristiker der Weltliteratur spielten. Ich halte die Temperamente für den **unveränderlichen** Bestandteil unserer Anlagen. Shakespeare glaubte aber, dass man sie durch die **Kost** verändern kann, wie das auch Paracelsus geglaubt hat. Heißblütige Menschen müssen Fische essen, um zur Ruhe zu kommen; Phlegmatiker müssen hitzige Weine trinken, um lebhaft zu werden. Durchgeführt wird eine solche Kur in der „Zähmung der Widerspenstigen“, die von Erklärern und Schauspielerinnen viel zu geistig aufgefasst wird. Meine Neigung, starke Weine zu trinken, ist einerseits eine Korrektur meines sanguinischen Temperaments, wenn es ins Phlegmatische umzuschlagen droht, andererseits aber eine Verstärkung des **cholerischen** Bestandteils, den ich auch in mir habe. Bei den vielen Kneipereien im militärischen Teil meines Daseins haben mir aufmerksame Beobachter mehr als einmal versichert, es sei erstaunlich, wie rasch ich nach einigen Gläsern Wein zu einer witzigen und geistvollen Unterhaltung überginge, nachdem ich zunächst einmal still dagesessen hätte. Aber wenn ich im Eifer des Gefechts zu rüstig weitertrank, kam meistens auch ein Augenblick, in dem ich ausfallend wurde und meiner verdutzten Umgebung offen heraussagte, für wie dumm ich sie eigentlich hielt. Das alles fand ich nun bei Shakespeare wieder, und jetzt schien mir seine Psychologie viel interessanter als die experimentelle, die ich vierzig Jahre früher bei Wundt gehört hatte.

Im verschneiten Grünheide, das wir so wenig grün gesehen haben wie das nahe dabei liegende Vogelsgrün, habe ich nur eine einzige Flasche Wein getrunken, die mir mein früherer Schüler, **Ludwig Wolf**, mitbrachte, als er mich dort aufsuchte. Er hatte in einer Klasse mit Heiland, den er nicht leiden mochte, gesessen, hatte dann Erdkunde und Geschichte studiert, war unter Donadt mein Probekandidat gewesen und war jetzt Oberstudiendirektor in Auerbach. Er war eng mit Stolzenberg befreundet, der in der Parallelklasse gesessen hatte, und dachte so liberal wie dieser. Die Nazis waren ihm so verhasst wie mir, und den Krieg hielt er wie ich für völlig verloren. Daher konnten wir in vertraulicher Offenheit miteinander reden, was für mich eine wahre Wohltat war. Als er im letzten Kriegsjahre seinen einzigen Sohn Peter verlor, war Wolf aber allen Trostgründen unzugänglich und wurde sogar grob, wenn man ihm damit kam.

Auch Todi musste wieder zum Militär. Wir brachten ihn bis Vogelsgrün im dichten Schneegestöber und nahmen sehr traurig von ihm Abschied; denn es war klar, dass er jetzt ins Feld musste. Er kam allerdings auf Grund seiner Radiobasterei und seiner Fertigkeit im Maschineschreiben zu einer Nachrichtenabteilung, die nach Italien abging, aber ein sicherer Posten war das keineswegs. Er schrieb stets heitere Briefe und sprach von Gefahren nur, wenn sie weit zurücklagen, um uns jede Unruhe zu ersparen. Wir merkten das sehr bald, freuten uns aber doch über jeden Brief als Zeichen, dass er noch lebte.

Dem Inhalt standen wir skeptisch gegenüber; denn ich wusste, dass es vor dem Feinde keine gefahrlose Existenz gibt, und meine Frau ahnte es. **Feldpostbriefe** sind eine sehr unsichere historische Quelle. Es wird zuviel in ihnen verschwiegen.

Unsere Versuche, im Erzgebirge eine Wohnung zu finden, schlugen fehl, weil meine Frau gemeinsame **Küchenbenutzung** verlangte, worauf jedesmal die Antwort erfolgte: „Zwei Frauen in einer Küche? Das geht überhaupt nicht!“ Außerdem war man misstrauisch gegen Ausgebombte. Man setzte voraus, dass Leute, die alles verloren hatten, bereit seien, alles zu stehlen. Daher kehrten wir nach Leipzig zurück und wohnten als Untermieter bei dem emeritierten Postdirektor Seyfert in der Rietschelstraße 2 am Lindenauer Markt. Frau Seyfert war eine alte treue Monistin, die im Ersten Weltkriege jede Sitzung mitgemacht hatte. Das greise Ehepaar wohnte im dritten Stock, im zweiten der Sohn, Dr. Seyfert, der seine Frau in der monistischen Jugendgruppe „Sonne“ kennengelernt hatte. Er war Arzt. Beide Ehepaare haßten die Nazis, wir waren Gesinnungsgenossen. In dieser Beziehung fühlten wir uns in dem Hause einige Monate lang recht glücklich. Außerdem hatte der alte Seyfert in einem Schrebergarten massenweise **Tabak** gezüchtet, von dem er mir sehr gern einen ganzen Haufen Blätter abtrat und so die spärlich belieferte Tabakkarte ergänzte. Meine Raucherleidenschaft nahm nämlich mit dem Alter eher zu als ab, obwohl mein Herz schon gelegentlich revoltierte. Ich war ja schon fünfzig Jahre Kettenraucher. Ohne die Luftangriffe wären wir wohl in dem hohen Hause mit den großen Zimmern bis zum Kriegsende geblieben. Aber wenn Fliegeralarm erfolgte, läutete der Dr. Seyfert mit einer an seiner Korridortür angebrachten schrillen Glocke, und dann ging es im Laufschrift die drei großen Treppen hinunter in den Keller. Dort führte ein ganz schmaler Gang an einem offenliegenden Kohlenlager vorbei in den sehr geräumigen Luftschutzraum, der offenbar früher ein großes Lager gewesen war, vermutlich für Möbel. Der Gang war unzureichend beleuchtet, und man musste förmlich balanzieren, um nicht auf die Kohlen herunterzustürzen. Wir waren immer die letzten, die herunterkamen. Dann sagte ich aufatmend: „Na, hier sieht es doch ganz gemütlich aus.“ Meine Frau antwortete: „Ja, so gemütlich wie in einer **Mausefalle**! Wie stellst du dir eigentlich vor, dass wir hier herauskommen sollen, wenn das Haus über uns eine Bombe abkriegt und einstürzt? Von Rechts wegen sollten wir einfach oben bleiben. Aber dann kommt der Luftschutzwart.“ „Das ist doch der Dr. Seyfert selbst“, sagte ich, „der sperrt uns nicht ein.“ „Dann wird er selbst eingesperrt“, sagte sie.

Unter diesen Umständen fing ich an, mich mit den Vorschlägen **Hendels** zu beschäftigen, der uns in seinem Landhause am Bodensee unterbringen wollte. Er sollte nämlich, da überall und sogar in Meersburg Wohnungsnot herrschte, Zivileinquantierung hineinbekommen, städtische Angestellte, und das passte ihm durchaus nicht. Er hatte mich bisher in der Hauptsache mit der „Anopaia II“ beschäftigt, einer Übersicht über die außerdeutsche Weltliteratur, über die ebenso abgestimmt werden sollte, wie bei der „Anopaia I“ über die deutsche Dichtung. Ich hatte die hervorragendsten Werke der Weltliteratur von Homer bis zu Tolstoi durchgelesen und ein mächtiges Manuskript hergestellt, das sogar schon in Fahnen gesetzt war. Hendel hatte mir als Grundlage für weitere Arbeiten das Urmanuskript, das Fräulein Dr. Harig abgetippt hatte, zurückgegeben, als der Bombenangriff auch die Fahnenabzüge vernichtet hatte. Dieses Manuskript war lange Zeit das einzige Überbleibsel meiner Arbeiten, die ich vor der Katastrophe verfasst und größtenteils veröffentlicht hatte. Nach 1945 brauchte ich bloß Gorki, Majakowski, Fadejew und Scholochow anzufügen, um eine vollständige Weltliteraturgeschichte zu haben, mit der ich Vorlesungen und Vorträge speisen konnte. Die Sache kam dann auch dem Schulunterricht sehr zugute. Natürlich bereitete Hendel schon während des Fahnendruckes Einzelausgaben

vor, auf die ein unruhiger Geist hingelenkt wurde. Hauptunternehmen war eine vollständige Ausgabe der Romane Balzacs. Hendel schickte mir nicht nur die zwanzig Bände der Housiaux-Ausgabe, sondern auch einzelne der 39 Bände mit dem Kommentar von Bouteron und Longnon und alle möglichen Schriften über Balzac. Daran ist ja kein Mangel; denn über Balzac wird in Frankreich so viel geschrieben wie in Deutschland über Goethe. Daraus musste ich alles Fesselnde für zündende Prospekte entwickeln, und zugleich übersetzten ein Leipziger und eine Wienerin bereits Balzacs „Physiologie der Ehe“ und die „Verlorenen Illusionen“ für Hendel. Die beiden Übersetzungen, die stückweise eingeliefert wurden, hatte ich mit dem Original zu vergleichen und wieder, wie bei Cooper, Wortspiele, an deren Übertragung sich die Mitarbeiter nicht heranwagten, und ähnliche schwierige Stellen zu bewältigen. Ebenso hatte ich die Leser darüber aufzuklären, ob das von Balzac geschilderte Haupt einer Dichterschule Victor Hugo oder vielmehr Leconte de Lisle war. Unsere Ausgabe sollte hundertundzwanzig Mark kosten. Sie blieb aber ebenso Manuskript wie mein großer Nietzschekommentar.

Ein anderes Projekt, das Hendel ebenso leidenschaftlich beschäftigte wie mich, war eine neue große Übersetzung von **Voltaires** Werken. Hier begegneten sich unsere Sympathien, aber wir kamen von verschiedenen Ausgangspunkten her zusammen. Für mich war Voltaire der vorbildliche Freidenker. Hendel bewunderte als typographische Musterleistung die von 1785-1789 in siebzig Bänden erschienene **Kehler Ausgabe** mit den Illustrationen von Moreau dem Jüngeren (1741-1813). Herausgeber waren Decroix, Beaumarchais, und der Girondistenführer Condorcet, der sehr bestimmt erklärte: „Man muß Voltaire zu der ganz kleinen Zahl von Menschen rechnen, in denen die Menschenliebe zu einer wahren Leidenschaft geworden ist“. Natürlich konnten wir nicht die siebzig Bände bringen, sondern Hendels Ideal war eine **kleine Kehler Ausgabe** von acht Bänden. Für diese sollte ich namentlich aus dem „Philosophischen Wörterbuch“, das Voltaire allmählich auf sieben Bände erweiterte hatte, alle die Artikel übersetzen und nach den deutschen Überschriften alphabetisch ordnen, die heute noch von Interesse wären. So sollte ein **einbändiges** „Philosophisches Wörterbuch“ entstehen. Hendel sagte: „Ich schicke die Kehler Ausgabe voraus. Sie finden dieselbe vor, wenn Sie in meinem Landhaus ankommen, ebenso ein mehrbändiges großes französisch-deutsches Wörterbuch. Sie stehen dann des Morgens auf, bewundern durchs Fenster den Hohen Säntis, während Sie sich anziehen, frühstücken in Ruhe und übersetzen Voltaire. Ihre Frau bekommt nicht nur die gemeinsame Küchenbenutzung, sondern hat die Küche für sich allein, wenn ich nicht mit meiner Frau da bin. In den ersten Tagen ist das allerdings der Fall. Ich fahre mit meiner Frau mit und helfe Ihnen, sich einzurichten“. „Ganz nett“, sagte ich, „die Miete werden Sie nicht so hoch berechnen, dass ich sie nicht aufbringen kann.“ „Das machen wir ganz anders“, sagte Hendel. „Sie bekommen ja gar keine **Zuzugsgenehmigung**, wenn Sie nicht Hausbesitzer in Meersburg sind. Die haben nämlich noch Sonderrechte für Bezug von Holz aus dem Gemeindewald und auch für Kauf von Wein aus den städtischen Weinbergen.“ „Ja, wollen Sie denn Ihr Haus für tausend Mark verkaufen, die ich etwa noch aufbringen kann?“ erwiderte ich erstaunt. „Seien Sie doch nicht so schwerfällig!“ sagte Hendel, „das ist doch alles nur für die Behörden.“ „Also eine Art von Scheinverkauf?“ fragte ich bedenklich. „Tun Sie mir den einzigen Gefallen, das Wort nicht zu brauchen, wenn wir zum Notar gehen und die Sache festmachen! Sonst läßt sich der Mann nicht darauf ein. Scheinverkäufe sind streng verboten. Sie kaufen mir also mein Haus ab für zwanzigtausend oder etwas mehr Mark, das ist ganz gleichgültig. Die Kaufsumme wird gestundet. Sie verzinsen dieselbe, bis Sie in der Lage sind, sie zu zahlen. Ich bedinge mir den Rückkauf für den Fall aus, dass Sie nicht imstande sind, die Zinsen zu zahlen.“ „Der Fall soll wohl bei Kriegsende eintreten?“

fragte ich. „Das kommt ganz auf die Wohnungswirtschaft an“, sagte Hendel. „Wenn es keine Zivilquartierung mehr gibt, will ich mein Haus natürlich wieder haben.“ Um die Zinsen brauchen Sie sich gar keine Sorge zu machen. Die verrechne ich nämlich gegen das, was Sie bei mir verdienen, und ich werde Sie immer laufend beschäftigen. Aber es ist auch möglich, dass feindliche Truppen in Meersburg einrücken. Lügen diese Stadtbeamten als Zivileinquartierung darin, dann würden sie natürlich flüchten. Das Haus wäre unbewohnt und würde ausgeplündert, das wissen Sie doch von Ihrer Kriegszeit her. Sie werden aber bleiben und mein Haus, meinen Wein und meine Bücher verteidigen.“ „Mit Maschinengewehren?“ „Ach Unsinn, durch Ihre bloße Anwesenheit!“ Etwas misstrauisch war ich noch eine Weile, aber dann sagte ich Ja. So siedelten wir nach Meersburg über.